



**Inhalt:**

<b>Editorial</b>	<b>5</b>
<b>Auch Kultur hat ihren Preis</b>	<b>6</b>
<b>Gespräch mit Christian Kabitz</b>	<b>8</b>
<b>Marsyas lebt gefährlich – Gilles Apap bei den Bachtagen</b>	<b>13</b>
<b>Rüge aus der Residenz</b>	<b>16</b>
<b>Die bizarre Welt der Kathrin Feser</b>	<b>19</b>
<b>Besuche bei Emy Roeder</b>	<b>22</b>
<b>Annie Bonnet – Galeristin und Künstlerin</b>	<b>24</b>
<b>Lichtflucht der Feinschmecker</b>	<b>26</b>
<b>Nachruf auf Otto Schmitt-Rosenberger</b>	<b>30</b>
<b>Dies &amp; Das – Rückschau, Vorschau und so.</b>	<b>31</b>
<b>Impressum, Abonnement</b>	<b>4</b>

Die Rekonstruktion  
der Meerjungfrau  
Arielle nach den  
Angaben eines  
Salzherings.

S/W-Photographie 2003

Aus der Serie:  
Photographien mit  
Risiken und  
Nebenwirkungen



Wolf-Dietrich  
Weissbach  
Fotografie&Co  
0171-5311916



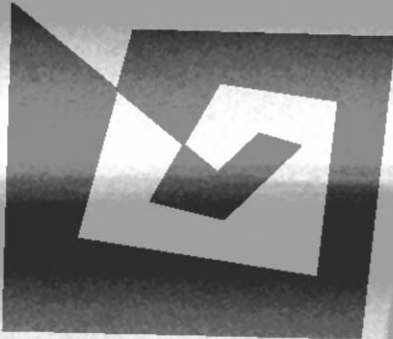
**Milchhof** Institut für  
Raumforschung. **com**

Innenarchitektur. Thomas Bieber. BDIA

BERGMEISTERGASSE 6A IN 97070 WÜRZBURG

# **fine-art-photography**

Prof. Dipl. Ing. Burkard Neumayer



## **Ausstellung**

30.12.2004-27.01.2005

Donnerstags von 16-20 Uhr

**Milchhof/Würzburg**

nicht am 06.01.2005!

**Milchhof** Bergmeistergasse 6a 97070 [www.milchhof.com](http://www.milchhof.com)

# Abo

Die **nummer** gibt es auch im Abonnement – druckfrisch in Ihren Briefkasten. Sie verpassen so keine Ausgabe und können unsere Arbeit auch finanziell unterstützen. Faxen Sie uns das Formular ausgefüllt und unterschrieben zu oder schicken Sie es per Post.

Name: \_\_\_\_\_

Straße: \_\_\_\_\_

PLZ / Ort: \_\_\_\_\_

Telefon: \_\_\_\_\_

E-Mail: \_\_\_\_\_

Ort/Datum/Unterschrift: \_\_\_\_\_

Ich möchte

ein Jahresabo \_\_\_\_\_ € 36 inkl. Versand (ein Heft/Monat)

ein Förderabo \_\_\_\_\_ € 60 inkl. Versand (zwei Hefte/Monat)

ein Superabo \_\_\_\_\_ € 100 inkl. Versand (vier Hefte/Monat)

Das Abonnement läuft über ein Jahr (= zwölf Ausgaben). Es verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn es nicht spätestens sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird. Der Betrag für das Abonnement ist im voraus zu entrichten.

eine Mitgliedschaft im Förderverein \_\_\_\_\_ € 48 inkl. ein Heft/Monat

Ab 2005 wird die **nummer** vom Verein zur Förderung der Kultur in Würzburg – **Kurve e. V.** – herausgegeben. Alle Mitglieder erhalten die jeweilige Ausgabe der **nummer**.

## Impressum

Die **nummer** wird herausgegeben vom  
**Kurve e. V. – Verein zur Förderung  
von Kultur in Würzburg.**

### Kontaktadresse:

**nummer**

c/o kleinesgrafischesbuero

Frankfurter Straße 5

97082 Würzburg

Tel.: 0931-2879620

Fax: 0931-2879621

mail@nummer-zk.de

### Redaktion:

Jochen Kleinhenz (V. i. S. d. P.),  
Angelika Summa, Wolf-Dietrich  
Weissbach (wdw).

### Autoren, Mitarbeiter:

Helmut Klemm, Berthold  
Kremmler, Manfred Kunz (maz),  
Achim Schollenberger (as), Jürgen  
Zink (jz).

### Anzeigenbetreuung:

Thomas Bieber, Verena Schnitzler.

**Umschlaggestaltung** nach einem  
Konzept von Akimo.

**Umschlagfarbe:** HKS 6 gesponsert  
von Moni B., Würzburg.

**Layout & Satz:** Jochen Kleinhenz.

Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren  
selbst verantwortlich.

Unverlangt eingesandte Manuskripte sind  
ausdrücklich willkommen, können aber nicht  
zurückgesandt werden.

## Liebe Leserinnen und Leser,

wenn Sie unsere im November erschienene **nummernull** bereits kennen, ahnen Sie, daß Ihnen auf den folgenden Seiten Berichte, Kommentare, Meinungen und Glossen zum kulturellen Geschehen in und um Würzburg geboten werden. Und das in einer Form und einem Ton, wie sie in der hiesigen Medienlandschaft schon länger nicht mehr zu finden waren.

Sofern Sie mit dieser Ausgabe zum ersten Mal auf das Projekt der **nummer** aufmerksam werden, laden wir Sie herzlich ein, ein Magazin zu entdecken, das sich primär um eine kritische Betrachtung und Aufarbeitung kultureller Themen bemüht.

Die **nummer** will das kulturelle Geschehen hier am Ort begleiten, als eigenständige Stimme – unabhängig von Interessensgruppen, aber mit dem Interesse für das, was Würzburg zur Kulturstadt macht.

Herausgegeben wird sie von einer heterogenen Gruppe aus Kulturschaffenden und Kulturinteressierten, die ihre Unzufriedenheit mit der Darstellung kulturbezogener Themen in aktuellen lokalen Medien nicht im Phlegma, sondern im Handeln positiv umzusetzen versucht. Es gibt keinen Masterplan (und schon gar keinen Businessplan), es gibt keine Dogmen (außer dem der Fairneß), und es gibt vor allem ein gutes Stück Weg, der gegangen werden muß, bis sich die **nummer** etabliert hat.

So bleibt sie vorerst im Versuchsstadium – zu unterschiedlich sind die möglichen Themen und Aspekte, denen sich ein monatlich erscheinendes Printmedium widmen kann. Und auch die Verzahnung von Print- und Online-Ausgabe befindet sich noch in den Anfängen – beide Medien bieten spezifische Vor- und Nachteile, die wir zukünftig optimal miteinander verknüpfen wollen, z. B. durch tagesaktuelle, kleinere Online-Artikel, die die größeren, zeitlich nicht so stark gebundenen Texte der Printausgabe ergänzen ... Möglichkeiten gibt es viele.

Und so ist auch die **nummer** an sich nur Möglichkeit und Chance – wir als Herausgeber haben sie genutzt, Sie können nun davon Gebrauch machen – als neugierige, kritische Leserinnen und Leser ebenso wie als Förderer und Unterstützer: Mit Ihrer Meinung, ja Ihrer Mitarbeit, sowie Ihrem finanziellen Engagement\* durch Abonnement, Anzeigenschaltung, Sponsoring oder Mitgliedschaft im Förderverein.

Mehr Infos zu den Fördermöglichkeiten finden Sie online unter [www.nummer-zk.de](http://www.nummer-zk.de)

Viel Vergnügen mit der **nummereins** wünscht Ihnen

Jochen Kleinhenz, V. i. S. d. P.

\* Fassungslosigkeit macht sich breit angesichts der Bilder des Schreckens, einer sechsstelligen Zahl von Toten und Millionen von Obdachlosen im Katastrophengebiet in Südostasien. Dort sinnvoll zu helfen, ist uns Europäern hier im Moment nur durch Spenden möglich, und das sollten wir je nach individueller finanzieller Situation auch tun. Die Überlebenden haben die finanzielle Unterstützung nötiger als unser Magazin, deshalb richten Sie Ihr Engagement momentan eher dorthin. Humanitäre Hilfe ist (auch) Kultur.

# Editorial

## Siegertypen

# Auch Kultur hat ihren Preis

### Ein dramatisches Gedicht

**Reine Kultur** besucht in seiner 81. Folge einen Keller-raum, der sich im Moment mit dunklen Herrschaften auffüllt. Wo vermutlich früher Kohlsäcke lagen, sitzen gleich Stadträte, Kulturelle und Interessierte an runden Tischen. Die Stühle sind zu einer Rampe an der Stirnseite des rechteckigen Raumes ausgerichtet. Unbemerkt hat ein schwarz gewandeter, junger Mann an einem breiten Mobiliar auf der Rampe Platz genommen. Er bemüht sich um eine würdige Haltung und beginnt unvermittelt auf das Möbelstück einzuhämmern. Dabei schwingt sein Oberkörper – ein Bewegungsmuster, das man von frischen Bäumen im Süden Frankreichs während des Mistral's kennt.

Nach endlosen Minuten, die das Möbelstück scheinbar übersteht, ohne ernsthaften Schaden zu nehmen, erhebt sich der Mann, tritt vor das Mobiliar und verneigt sich mit herzlichem Gesichtsausdruck. Die Herrschaften an den kleinen, runden Tischen schlagen in schneller Folge die Hände zusammen. In der letzten Reihe raunt ein Bärtiger einem anderen ins Ohr: »Wenn du schon wegen der Musik nicht applaudieren magst, tu's wenigstens wegen der Krawatte.«

Unter den Herrschaften richtet sich eine Frau auf, bei der man sofort bemerkt, daß sie die Hosen an hat. Über einige Treppen erreicht sie die Rampe. Sie ist groß und schlank; verdammt schlank, und blond, was keineswegs aufdringlich wirkt, da sie die Haare streng zu einem Bündel hinter dem Kopf gebunden hat. Sie gesellt sich zu einem zweiten Mobiliar auf der Rampe und richtet engelsgleich einige Worte an die Herrschaften. Dann folgt ein kleinerer Herr mit wenig Haaren und richtet einige Worte an die Herrschaften. Offensichtlich haben die dunklen Herrschaften nur zu klatschen.

Nachdem in der linken Ecke der Rampe für weitere Minuten der Mistral gewütet hat, bestimmt erneut die große, schlanke Frau das Geschehen. Sie bittet nun einen unteretzten Herrn in grauem Tuch zu sich und begrüßt ihn mit der Hand. Von links nähert sich vorsichtig

ein Herr, der nicht auf die Rampe darf, sondern der schlanken Frau ein großes, goldenes Blatt und einen Karton reichen muß, den sie sofort an den unteretzten, grauen Herrn weiterreicht. Dieser weiß nicht recht wohin damit, und so stellt er den Karton, der laut gewöhnlich gut unterrichteten Kreisen eine Flüssigkeit enthält, die früher nur in unpraktischen Flaschen abgefüllt wurde, an den Rand der Rampe.

Jetzt schlägt die schlanke Frau das goldene Blatt auf und liest daraus vor. Vermutlich für die Herrschaften, denn da sie dem Herrn in Grau, der die ganze Zeit unbeweglich in der Mitte der Rampe steht, nun das aufgeschlagene goldene Blatt überreicht, könnte der es auch selbst lesen. Er gibt ihr die Hand. Sie nimmt sie, gibt sie ihm aber sofort zurück, wobei sich der graue Herr sehr tief verneigt. Ein Bärtiger in der letzten Reihe wundert sich zu dem anderen, wie biegsam doch ein Rücken sein kann. Dann richtet der wieder aufgerichtete graue Herr einige Worte an die Herrschaften. Nein, wohl eher an die schlanke Frau, die jetzt dort steht, wo er stand. Spielerisch hatten sie die Plätze gewechselt. Also, genau läßt sich nicht entscheiden, an wen er nun einige Worte richtet. Es ist verwirrend, denn plötzlich richtet die schlanke Frau wieder Worte an die Herrschaften.

Ein anscheinend berühmter Fremder erscheint aus dem Off. Er hält einen blauen Winkel in Händen und singt nun einige Worte an die Herrschaften, wobei er beide Male, kurz bevor er aufhören möchte, die Arme ausbreitet, nach oben blickt – zur Decke des schwarzen Raumes – und seinen Mund weit öffnet, als befände er sich im falschen Lebensraum. Er trägt keine Krawatte, trotzdem klatschen die Herrschaften. Jetzt wissen wir, wie es abläuft: Schlanke Frau, ein Herr, ein Herr von links, goldenes Blatt, Karton, vektorgesteuerte Worte. Zweimal. Allerdings erhalten zwei Herren noch eine Diskussionscheibe, wie sie manchmal in guten Stuben an den Wänden hängen. Und immer wieder klatschen die Herrschaften.



Eigentlich ist jetzt auf der Rampe alles vorbei, nur gibt plötzlich ein grimmig blickender Mann in Lederjacke Anweisungen. Die beiden Herren mit Diskus, der Herr mit wenig Haaren, die schlanke Frau und der untersetzte graue Herr müssen sich nebeneinander aufstellen. Die Frau und der Graue halten dabei das aufgeschlagene goldene Blatt verkehrt herum, so daß sie es gar nicht lesen können. Aber sie schauen sehr freundlich.

Neben die Lederjacke sind noch weitere Personen auf die Treppe zur Rampe getreten mit kleinen Kästen vor dem Gesicht, die ständig aufblitzen. Rechts davon steht ein Bärtiger, der vergeblich bittet, die Aufgereihten mögen doch einmal zu ihm schauen.

Die Herrschaften verlassen mit Gemurmel an der der Rampe gegenüberliegenden Seite über viele Stufen den Raum und betreten eine Kammer, in der rechts eine Wursttheke steht. Spontan bilden sich in der Kammer um einige Stehtische größere, bedeutsame Gruppen, die recht laut sind, daneben kleinere, konspirative Gruppen, die leiser sind, und bedeutungslose Einzelpersonen, die schweigsam an den Wänden stehen. Unschön ist, daß einer Frau ständig alle Gläser mit Getränken, die sie sich geholt hat, abgenommen werden. Das Geschehen in dieser Kammer kann man am besten mit einem unendlichen Urteil zusammenfassen: Es ißt.

Sobald die Wursttheke leer ist, holen die Herrschaften ihre Mäntel aus einer Nebenkammer und verlassen über viele Treppen den Ort. Der eine dahin, der andere dorthin – zurück bleibt nur ein kleiner Mann mit Mütze.

Aber seien wir ehrlich: Der Fall, daß alle gemeinsam woanders hingingen, war schon immer selten, sonst wären wir kulturell nie soweit gekommen.

*Wolf-Dietrich Weissbach*

#### **Darsteller entsprechend ihrer Auftritte im Text:**

Schwarz gewandeter junger Mann	Daniel Herzig
Bärtiger	Berthold Kremmler
Bärtiger	Wolf-Dietrich Weißbach
Große, schlanke Frau	OB Pia Beckmann
Herr mit wenig Haaren	Stefan Bauer, Distelhäuser Brauerei
Herr in grauem Tuch	Christian Kabitz
Herr von links	Johannes Engels
Anscheinend berühmter Fremder	Moises Parker
Herr mit Diskus	Heinrich Weppert
Herr mit Diskus	Ralf Duggen
Diskus	Kulturmedaille
Mann in Lederjacke	Stefan Pompetzki
Unbedeutende Einzelpersonen	nicht identifizierte Stadträte
Frau mit Getränken	Kellnerin
Mann mit Mütze	Matthias Repiscus

# Wider die Klimmzüge am Mäuse-Reck und das Kreuzbrave

Aus einem Gespräch mit dem Kulturpreisträger  
der Stadt Würzburg 2005, Christian Kabitz

Früher konnte man schon im Sommer erfahren, sei's aus der Zeitung, sei's von Eingeweihten unter dem Mantel der Verschwiegenheit, wen der Stadtrat dieses Mal zum Kulturpreisträger gekürt hatte. Und dieses Jahr? – im Sommer allenfalls falsche Fährten im Kulturbeirat. Die Preisverleihung – fast eine Adventsveranstaltung. Und mit einem musikalischen Rahmen – aber darüber später.

Ein halbes Dutzend Mal habe ich das Zeremoniell schon beobachtet, zuerst auf der Festung, dann im Bockshorn. Jetzt habe ich wohl endgültig verstanden, warum ich bei einer Podiumsdiskussion bei den Französischen Filmtagen in Tübingen wie ein Exot von der Presse befragt wurde: ›Was, in Würzburg gibt es nicht nur Musik?‹

Es gibt davon, und es gibt reichlich – und, zugegeben, auch auf höchstem Niveau. Martin Stadtfeld und Gilles Apap haben mir dies in ihren Konzerten bei den Bachtagen unwiderleglich bewiesen, und auch, daß der neue Kulturpreisträger seine Auszeichnung verdient

haben muß, wenn er solche Musiker in diesem Rahmen nach Würzburg einlädt.

Neugierig war ich, wie die Preisverleihung an einen international tätigen Musiker musikalisch flankiert werde. Erwartet hatte ich, daß Freunde die Musik in seinem Sinn und auf seinem Niveau darbieten. Es kam etwas anders.

Christian Kabitz' chinesische Höflichkeit, gepaart mit seinem nicht zu übersehenden Selbstbewußtsein, aber auch seine künstlerischen Impulse sowie sein organisatorisches Geschick zugunsten des kulturpolitischen Profils der Stadt – diese spannungsreiche Mischung fordern zu einem Gespräch heraus.

Das Gespräch fand in der ihm heimischen Umgebung neben der St. Johannis-Kirche statt. Wer darin etwas von dem Überschwang erwartet, der Menuhin angesichts von Bachs handschriftlichem Original der Partiten und Sonaten für Violine Solo erfaßte, der sieht sich in diesen



Fotos: Weissbach

Räumen eher mit dem fahlen Licht der »Kunst der Fuge« konfrontiert, der der Schmelz einer wärmenden Instrumentierung fehlt.

Das Gespräch, das hier nur in Auszügen wiedergegeben werden kann, und der Gesprächspartner machten dieses Ambiente schnell vergessen.

### **Bach und seine Liebhaber**

Der Einstieg – eine klassische Attacke, von Adorno schon vor über 50 Jahren in einem Essay geritten:

Muß man – auch heute noch – Bach gegen seine Liebhaber verteidigen?

*Kabitz: Das ist eine sehr gute Frage, mit derartigen Fragen habe ich mich schon von jeher herumgeschlagen. Es hat sich natürlich sehr viel getan seither, und vieles von dem, was Adorno damals aggressiv – positiv aggressiv! – geäußert hat, hat sich inzwischen erledigt. Damals gab es noch keine Bach-Gesamtausgabe auf CD, gab es noch keine Bach-Akademie in Stuttgart usw. Wir sind inzwischen sehr viel weiter.*

*Ich kann nur sagen, – auf Würzburg bezogen – als man hier mit den Bachtagen angefangen hat, waren die Programme so: alle sechs Brandenburgischen Konzerte, alle Orchester-Suiten, die H-Moll-Messe, Weihnachtstoratorium – Schluß.*

*Wenn wir jetzt in die Programme anderes einstreuen – wir haben 2000 die Musik des 20. Jahrhunderts einbezogen –, sind wir einen großen Schritt weiter. Ich ziehe mir privat den Schuh Adornos sehr wohl an und denke darüber nach; mein Studium der Philosophie zeugt ja von dieser Bereitschaft zum Nachdenken.*

*Hier bei der Bachgesellschaft ist es so, daß wir zunächst mal nicht Insolvenz anmelden dürfen, weil wir ein Verein sind: die tollsten Programme haben uns die riesigsten Defizite gebracht. Im Jahr 2000 waren wir knapp vor dem Aus, weil wir als Thema »Bach und das 20. Jahrhundert« gewählt und ein fast preisgekröntes Programm gemacht hatten – aber nicht genügend Besucher das hören wollten.*

*Wir haben in der Johannes-Passion anstelle der Arien die wichtigsten Orchestermusikstücke des 20. Jahrhunderts*

aufführen lassen. Wir waren mit der Johannes-Passion auf der Empore, unten war ein riesiges Orchester.

Wir haben bei »Kreuziget ihn« einen Ausschnitt aus dem »Sacre du printemps« gespielt, dann für »Es ist vollbracht« von Nono die Trauermusik.

Es war das katastrophalste Einspielergebnis, das wir jemals hatten. Das hat unsere gesamten kleinen Reserven aufgebraucht, und nur durch die vereinten Rettungsmaßnahmen aller Beteiligten, die tausende von Mark gespendet haben, sind wir dem Ruin entkommen. Die Bach-Gesellschaft hat sehr mutig dieses Programm mitgetragen, es war ja nicht eine einsame Entscheidung von mir, sondern sie hat es mitgetragen, aber es hat uns an den Rand des Ruins gebracht.

Muß man dann nicht fragen, ob die Diagnose von Adorno nicht doch noch immer ihre Richtigkeit hat: Das Publikum kommt nicht, wenn man Bach mit den avanciertesten Mittel der kompositorischen Technik der Gegenwart konfrontiert – wie das laut Adorno nötig wäre, um seinem Anspruch gerecht zu werden –, vielmehr will es sein konventionelles Bild von Bach bestätigt haben?

Sie dürfen nicht vergessen, daß wir nicht in München, Frankfurt, Hamburg oder Köln, sondern in Würzburg sind. Das ist mein Glück und mein Pech: Mein Glück für vieles, das gut gelingt, aber mein Pech für manches, was hier einfach nicht das Publikum findet. Es gibt zu wenig dafür. Es gab nach dem Debakel von 2000 schon Leute, die mich zu dem mutigen Programm beglückwünscht haben, es sind also schon Leute da, aber es bleibt eine zählbare Menge, eine zu kleine Menge. Man muß halt manche philosophische Forderung an ihrer rein numerischen Umsetzbarkeit messen.

### **Bach und die Experimente**

War das Konzert von Gilles Apap denn gut besucht?

Es war – gemessen an unseren bescheidenen Erwartungen – extrem gut besucht und hat unsere Erwartungen weit übertraffen. Wir haben uns gesagt: Wenn da steht »Von Bach zur Fiddle«, dann zielt das auf ein ganz spezielles Publikum; es gab natürlich ebenso Leute, die das sehr schön fanden, aber meinten, ein ganzer Abend mit Bach sei ihnen doch lieber.

Da sehen Sie auch wieder: Es gibt ein Publikum, das soetwas mitnimmt, aber für das dieses »Gefiedel« nur ein Zugeständnis ist. Man kann das den jungen Leuten zubilligen. Es gab viele Leute, die dieses Konzert als das beste der Bachtage überhaupt empfanden und denen die kommunikative Seite – das Herum-

gehen, das Sprechen – als besonders wohltuend erschien; so werde ein ganz neue Pforte der Musikerfahrung aufgetan.

### **Publikum und Programmgestaltung**

Haben Sie selbst mit dieser Art von »Cross-over«, wie man das modisch heute wohl nennt, denn Probleme? Man könnte sich ja an manche Musiksender erinnert fühlen, bei denen inzwischen, nicht nur bei kommerziellen, selbst bei Bayern 4-Klassik, die Kompositionen in einzelne Sätze zerrissen werden.

(Herr Kabitz erläutert, wie im nächsten Jahr seine Vorstellung von »Cross-over« umgesetzt werden wird: Die »Kunst der Fuge« wird in einem Programm von Lifschitz auf dem Klavier gespielt, in einem anderen als Multimedia-Projekt mit Hilfe von vier Synthesizern dargeboten, dazu Tanz etc.

Das Publikum hat sich in den letzten Jahren in seiner Zusammensetzung geändert; waren früher 10 Prozent aus der Umgebung, 90 Prozent aus Würzburg, steht es inzwischen 25 zu 75 Prozent, mit einer steigenden Tendenz zu Gästen aus fernerer Regionen, auch aus dem Ausland – der Schweiz, Japan etc. Dazu müssen die Besucher aber eben sehen, daß sie in Würzburg nicht zum x-ten Mal dieselben Programme zu hören bekommen, die ihnen auch zuhause angeboten werden, sondern daß experimentiert wird.

Gilles Apap etwa hat ein Programm gespielt, das in dieser Form in Deutschland eine Premiere war – und er wird wiederkommen. So geht der Kampf um den Spagat zwischen Ausnahmekünstlern und den Pretiosen für Kenner und Liebhaber.

Die einen sind in der avancierten Form nicht finanzierbar – Anne-Sophie Mutter, ein Traum! die Hürde davor: eine Gage im sechsstelligen Eurobereich, für Würzburg zuviel. Dito Cecilia Bartoli, eben erst in der Alten Oper in Frankfurt zu hören: die Plätze beginnen bei fast 100 Euro – in Würzburg ist bei uns die Obergrenze weniger als die Hälfte.

Die anderen harren der Entdeckerfreude von Veranstaltern und Hörern. Und man darf sich möglichst nicht zu Veranstaltungen verleiten lassen, für die man durch leere Kassen bestraft wird.

Bei den kommenden Bach-Tagen steht »Bach und der Kontrapunkt« im Zentrum, mit Aufführungen u.a. des »Musikalischen Opfers«, der »Kunst der Fuge«, einem Gesprächskonzert. Als Veranstalter muß man sich sehr anstrengen, um das Publikum dafür zu gewinnen und das nicht Einfache daran so zu verpacken, daß es als lustvolle Inszenierung ohne den

Beigeschmack von Volkshochschulbelehrung goutiert werden kann. Nur hat nicht jeder die Begabung eines Rilling oder Mauser, in Gesprächskonzerten das Publikum mitzureißen. Andererseits wird nächstes Jahr versucht, Bach mit Kuba zu konfrontieren: Mit drei Dresdner Staatskapellen-Mitgliedern, die sich dem Jazz verschrieben haben und zwei kubanische Percussionisten mitbringen werden. Dafür bekommen sie einen zusätzlichen Dienstagabend im Gesamtprogramm eingeräumt.

### **Die Riemenschneider-Oper und die Kulturplanung**

Es gab eine heftige Auseinandersetzung um diese Opern-Inszenierung. Hat GMD Klajner sich gedrückt?

*Das glaube ich nicht, ich kenne ihn und die näheren Umstände allerdings kaum. Es war sicher von Anfang an so festgelegt. Bedenken Sie, die Aufteilung der Inszenierungen zwischen GMD und Kapellmeister geschah ja sicher schon zwei Jahre früher, und Herr Klajner hatte eben einige Opern für sich ausgesucht. Vergessen Sie nicht, er war damals ja schon auf dem Absprung und wollte sicher nicht mit einem Werk in Verbindung gebracht werden, bei dem er befürchten mußte, außerhalb Würzburgs kein Renommee zu machen oder gar glänzen zu können. Aber das passiert in München ganz genauso und ist legitim. Ob er es unter den besonderen Umständen des Jubiläumjahres hätte anders machen sollen, ist eine ganz andere Frage.*

*Im übrigen wäre das eine phantastische Gelegenheit gewesen – man weiß ja schon viele Jahre vorher, daß ein Jubiläum kommt – , einen Kompositionsauftrag zu diesem Thema zu vergeben. Man hätte an viele Leute denken können, z. B. an Prof. Hamary (von der Würzburger Hochschule), der im März die Uraufführung seines Hildegard-Projekts mit Tanz im Stadttheater hat, oder an Schneider in München, oder man hätte BAP oder die TOTEN HOSEN anfragen können. Daß man die Riemenschneider-Oper ausgegraben hat, ist in Maßen ehrenvoll, weil man manchmal ja auch etwas wiederentdeckt, das sich lohnt. Aber dies hier war eigentlich überflüssig.*

*Man kann zwar schon sagen: Der Anlaß heiligt manchen großen Aufschwung, aber der hier war doch nur, glaube ich, einer am Mäuse-Reck. Dazu kam noch in diesen Zeiten des Sparens die Ausstattung, die eher etwas armselig war. Gerade bei einem solchen Sujet ist einfach Opulenz nötig. Oder mehr Mut: Wir machen zwar die Oper, aber wir bürsten sie gegen den Strich, machen aus dem guten Riemenschneider den Beuys oder den Immendorff mit Kokain in der Luxussuite. Aber so wurde es halt einfach kreuzbrav. Eigentlich schade.*



### **Der Kulturpreisträger als solcher**

Die Ausgangsfrage schien böse: »Warum, glauben Sie, haben Sie den Kulturpreis bekommen?« Sie war vor allem insistierend gemeint, und Herr Kabitz hat das auch sehr klug herausgearbeitet:

*Wenn die Leute sich umschaun, sehen sie, daß es in vielen Bereichen der Würzburger Kultur einen häufigen Wechsel gegeben hat. Wenn man nach Dauer im Wechsel sich umschaut, kommt man an meiner Person nicht vorbei. Ich denke, das war ein Grund.*

*Als der Schriftsteller Noack seinerzeit den Preis erhalten hat, sagte er, er erhalte ihn zu einem Zeitpunkt, wo er ihn nicht mehr brauche, und er hat die Preissumme seiner Stiftung zugeführt. Deshalb nochmals die Frage: Wem gibt man warum den Preis?*

*Der Preis ist an sich etwas furchtbar Flüchtliges. Man kann das in seine Biographie schreiben: Kabitz erhielt 2004 den Kulturpreis. Es ist eher so, daß einem einer nachträglich über den Kopf streicht und sagt: Wir sind nicht so oft in deine*

Konzerte gegangen, weil wir auch so wenig Zeit haben. Wir konnten seitens der Stadt finanziell deine Arbeit nicht so fördern, wie wir vielleicht gern gewollt hätten. Aber jetzt kriegst du den Kulturpreis, und damit ist alles gut.

Die Anerkennung, die ich kriege, kriege ich ja nicht von der Stadt Würzburg, sondern vom Publikum. Deshalb ist der Kulturpreis tatsächlich die Zusammenfassung eines Lobs über eine lange Zeit.

Einen Preis zu verleihen stellt ja wirklich ein Problem dar, denn er ist eine Investition in die Zukunft. Ich habe mich als Juror schon oft damit herumschlagen müssen: Fördern wir ein junges Talent, das kurz vor dem Durchbruch steht – und dann gereicht ein Erfolg der Jury zum Ruhm. Oder wird einer ausgezeichnet, der wenig später abspringt und zu einer völlig anderen Branche umschwenkt und statt Musik zu machen einen Computerladen betreibt.

Wie aber, ist die Frage des Interviewers, hätte man das bei einer Auswahl umzusetzen?

Und, ganz anderes Problem, müsste man bei der festlichen Gestaltung der Preisverleihung nicht die Qualitätsmaßstäbe des zu Ehrenden anlegen?

Gefragt nach seiner Einschätzung des musikalischen Rahmens in diesem Jahr jedenfalls konnte der Preisträger, höflich, wie er ist, eine gewisse distanzierte Skepsis nicht verhehlen.

Das sind leider nur Bruchstücke, und, wie häufig bei solchen Gesprächen, kommt man zu manch erhellender Frage leicht erst im nachhinein. Sicher ist jedenfalls, daß äußerliche barocke Steife und quicklebendiges Innere sich ganz offenkundig prächtig vertragen und spritzige Gespräche entstehen lassen. Dafür Herrn Kabitz einen herzlichen Dank.

Berthold Kremmler

Über die allgemeinen Richtlinien und Bedingungen, die der Preisverleihung zugrunde liegen, wird in einer der nächsten Ausgaben berichtet.

Übrigens: Wollten Sie sich schon mal über die Würzburger Kulturpreisträger insgesamt und im allgemeinen informieren? Dann viel Vergnügen bei der Internet-Suche!



In der Mitte Preisträger Christian Kabitz mit Oberbürgermeisterin Dr. Pia Beckmann, links Heinrich Weppert vom Historischen Verein, rechts Ralf Duggen vom Verein »Umsonst und Draußen«.

# Marsyas lebt gefährlich

**Gilles Apap** als ›Grenzgänger‹ bei den Würzburger Bachtagen am 29.11.04, St. Johannis-Kirche

An Tagen, an denen der Wind auffrischte über Kelainai, wurden die Bewohner der kleinen phrygischen Stadt Zeugen einer recht wundersamen, akustischen Erscheinung: Den Balg des Marsyas, seine ihm bei lebendigen Leibe abgezogene Haut, hatte man, zum Gedenken an den wohl berühmtesten Sohne dieser Stadt und an sein grausames Schicksal, hoch über dem Marktplatz gleichsam als Windspiel befestigt und die aufkommende Brise entlockte ihm jene wunderschönen und verführerischen Melodien, mit denen der zu früh verschiedene Satyr zu Lebzeiten seine Zuhörer entzückte. Die warnende Erinnerung sollte allen Menschen damit eingebrannt bleiben an des Marsyas« blasphemisches Vergehen, einen der ganz Großen unter den Olympiern herausgefordert zu haben zu einem Wettstreit, den er nach allen göttlichen Regeln der Alten niemals gewinnen konnte.

Marsyas, der geniale Autodidakt, hatte die Flöte aufgehoben, die die Göttin Athene angewidert von sich geschleudert hatte, als sie bemerkte, daß die aufgeblasenen Backen einer Flötenspielerin ihrer beeindruckenden Schönheit gar schlecht zu Gesichte standen. Der Satyr, dem an solch äußerer Schönheit nicht viel gelegen war, berauschte sich vielmehr an der Schönheit der Melodien und brachte es in seiner dionysischen Hingabe an das Instrument zu legendärer Meisterschaft und Virtuosität.

Bald drängte der neue Meister der rauschhaften Melodien Apoll, den göttlichen Meister formvollendeter harmonischer Kunst, mit ihm die Kräfte zu messen: Flöte gegen Kithara, Melodie gegen Harmonie, rauschhafte Physis gegen formenden Geist.



Foto: Weisbach

Zunächst schien alles zu Marsyas Gunsten zu verlaufen, denn die Richter, vor die man getreten war, um sich deren Urteil zu stellen, zeigten sich überwältigt von der Fremdheit und Verführungskraft des marsyanischen Spiels. Doch zwei Listen des Apoll, Taschenspielertricks des ordnenden Geistes, wenn man so will, brachten den Satyr auf die Verliererstraße: Zunächst ordnete er an, daß das Instrument verkehrt herum gespielt werden müsse, dann brachte er die Sprache, also *das* Medium der ordnenden Vernunft, ins Spiel und verlangte, mit dem Instrument den eigenen Gesang zu begleiten. Beiden Aufgaben war Marsyas nicht gewachsen.

Im ersten Fall gab die Flöte, im Gegensatz zur Kithara, keinen einzigen Laut von sich, im zweiten Fall klangen die in die Flöte hineingesungenen Worte derart schrecklich entstellt, daß den Richtern die Entscheidung leicht gemacht wurde. Apoll, der Sieger, strafte den Satyr in grausamer Weise für die Anmaßung der Herausforderung und zog ihm bei lebendigen Leibe die Haut ab.

Doch was um alles in der Welt, wird man sich fragen, hat diese Geschichte mit dem Auftritt des gefeierten französischen Violinisten Gilles Apap, von dem Yehudi



Foto: Weissbach

Menuhin behauptete, er sei der »exemplarische Geiger des 21. Jahrhunderts«, in der St. Johannes-Kirche zu tun?

Apap ist kein autodidaktischer Flötist, sondern ein klassisch geschulter Geiger, er hat gewiß keinen Gott zum Wettstreit herausgefordert und in keinem Fall würde man ihm eine derart grausame Bestrafung wünschen, wie sie seinem anmaßenden Kollegen zuteil wurde. Dennoch erscheint mir sein Auftreten, sein spielerischer, gleichzeitig ernsthafter, sich dem Rausch der Melodien hingebender Umgang mit den wild durcheinandergewürfelten, unterschiedlichsten musikalischen Stilikonen, den Geist einer gewissen satyrhaften Provokanz und Verführungskraft zu atmen, der die Erinnerung an seinen mythologischen Vorgänger wachruft.

Apap steht mit entwaffnend charmanter Unbekümmertheit am Rande des Podiums, fordert das Publikum auf, die ihm zugewiesenen Plätze zu verlassen, um einen Kreis um den Künstler zu bilden, skizziert mit augenzwinkernder Nonchalance die verwegenen Stückkombinationen, die er nun zum Vortrag bringen will und nennt Johann Sebastian Bach, Eugène-Auguste Ysaye und Bill Monroe in einem Atemzug, als ob sich diese Musiker eher durch die zufällige Buchstabenfolge ihrer Namen als durch irgendein musikalisches Kriterium voneinander unterscheiden würden.

Alsdann, die Geige in der Hand, läßt er mit meisterlicher Virtuosität einen Bach-Satz bruchlos in ein Irish Fiddle Tune hinübergleiten, läßt die impressionistische Vieldeutigkeit einer Ysaye-Ballade am stringenten Expressivo appalachischen Bluegrass-Sounds sich reiben, führt eine swingende Nummer aus dem Real Book des Jazz über sirrende Raga-Klänge wieder glücklich zur Chaconne in d-moll zurück. Wie der ältere Silen läßt er sich vom Rausch der Musik treiben, durchwandert spielend das Kirchenschiff, schlägt mit dem Fuß den Takt und begleitet, Marsyas hinter sich lassend, seinen Vortrag mit leisem, rauhem Gesang, der in ausdrucksstarker Weise mit dem brillanten Klang seines Instrumentes kontrastiert.

Doch dieser Gesang ist sicher nicht das klingende, doch ordnende Wort des apollinischen Gesangs. Das Wort, die Sprache, scheint für Apaps Musik ihre ordnende Funktion längst verloren zu haben (oder sie nie gehabt zu haben): »I don't remember exactly ... this Sonata is in ... ermh ... oh yes, C-major ... but what the hell!«

Diese Vorgehensweise ist provokant, weil sie sich gegen althergebrachte Ordnungen richtet, und weil sie die (hier apollinisch zu nennenden) Götterhierarchien stürzt, indem sie beispielsweise den musikhistorisch-weltlichen – und damit immer auch versprachlichten – Götterstatus Bachs einem hinterwäldlerischen Gebirgsfiedler namens Bill Monroe zu opfern imstande ist.

Dies liegt nicht nur an der Aneinanderreihung unterschiedlicher Stilikonen zu einem musikalischen Ganzen, wie Apap es hier vornimmt. Es liegt vor allem daran, daß ein Fiddle-Tune in seiner eher einfachen und repetitiven Melodik, die vor und nach ihm erklingenden Bach'schen Sonaten gleichsam infiziert, so daß die immer mitzudenkenden vertikal-harmonischen Strukturen, das hierarchisch ordnende Gerüst in Bachs Musik, in den Ohren des Hörers ins Horizontale einschmelzen, zum Fluß einer überwältigenden, mitreißenden Melodie.

So hält der Geigenvirtuose einem musikalischen Betrieb, der nach wie vor geneigt scheint, an den Differenzierungen einer strikten Unterscheidung zwischen E- und U-Musik festzuhalten, das Identitätsdenken seines Mottos »all music is created equal« (Apap-Website) entgegen. Der identitätserzeugende Rausch eines alles unterschiedslos in sich aufnehmenden melodischen Flusses fordert das differenzierende und analysierende Prinzip apollinischer Ordnung heraus, und es erstaunt einigermaßen, daß die Ordnungshüter nicht mit gewetzten Messern bereitstehen, dem Apoll ein neues Opfer darzubringen.

Das mag, abgesehen von der technischen Klasse Apaps, auch daran liegen, daß der Geiger hochkonzentriert jedes einzelne Stück mit hingebungsvollster Einfühlung und Achtung behandelt, im großen musikalischen Fluß also Binnendifferenzierungen schafft, so daß durch die gewagte Kontextualisierung nie der Eindruck einer Entweihung oder Entwertung entsteht. Im Gegenteil scheint Apap auch das Einfache und Trivialere zu »Musik in ihrer größtmöglichen Reinheit« (Svjatoslav Richter) zu erheben.

Das Publikum jedenfalls, so scheint's, hat in seiner verzückten Begeisterung die drohenden Untertöne der Klänge von Kelainai vergessen. Ob ein Marsyas allerdings nicht auch heute noch gefährlich lebt, das wissen nur die Götter.

Ende des 19. Jahrhunderts waren die Indogermanisten eigentlich fertig. Sie hatten nachgewiesen, daß fast alle europäischen Sprachen von einer einzigen Sprache abstammen und ein Wörterbuch und eine Grammatik dieser Grund- oder Ursprache vorgelegt. Die Ausgangshypothese, mit der die indogermanische Sprachforschung rund 100 Jahre zuvor gestartet war, schien damit glänzend bestätigt.

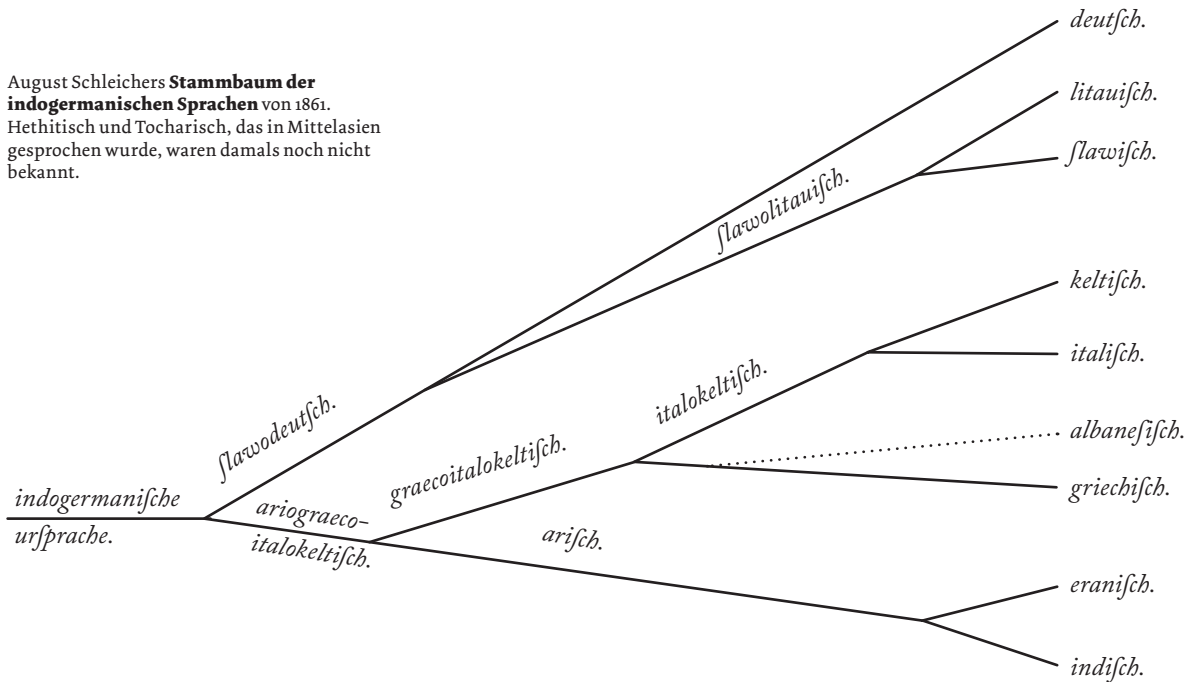
## Rüge aus der Residenz

Dieser frühe Erfolg ist dem Fach nicht gut bekommen. Es geriet bald in den Verdacht, über den Zenit zu sein, und ist von der modernen Linguistik an den Rand gedrängt worden. Auf diesen Bedeutungsverlust haben die Indogermanisten spät reagiert, über ihre Fachorganisation – die Indogermanische Gesellschaft – aber schließlich doch eine Diskussion über ihre Zukunft in Gang gebracht, die vor kurzem auf ihrer Fachtagung in Krakau fortgeführt wurde. Ein Ergebnis scheint bereits festzustehen: »Es wird wohl mehr Kooperationen geben«, sagt der Würzburger Indogermanist Heinrich Hettrich, der dem Vorstand der Gesellschaft angehört und ihr Fachorgan, die Zeitschrift »Kratylos«, herausgibt.

Der im Universitätsflügel der Residenz amtierende Wissenschaftler referierte in Krakau über den Dativ im Vedischen und Lateinischen – ein Thema, das jenseits des Faches als kaum zu vermitteln gilt. Kurz vor der Tagung hatte er mit einem Vortrag in Würzburg aber bewiesen, daß Indogermanisten ihre speziellen Kompetenzen durchaus in interdisziplinäre Diskurse einbringen und dabei auch in die Breite wirken können. Hettrich durchmusterte Thesen, die sowohl in der Indogermanistik als auch in benachbarten Fächern diskutiert werden: darunter die Nomadenthese, nach der Reitervölker die indogermanischen Sprachen nach Europa getragen haben; und die Bauernthese, nach der die Sprachen mit der Entwicklung der Landwirtschaft verbreitet wurden. Dahinter winkt das alte »Indogermanenproblem« – die Frage, woher die Indogermanen ursprünglich kamen.

Hettrich hatte sich der Sache angenommen, weil eine neue Untersuchung den Streit zu schlichten versprach. Die Ergebnisse waren gerade in der Zeitschrift »Nature« veröffentlicht worden. Dort stellten die Neuseeländer

August Schleichers **Stammbaum der indogermanischen Sprachen** von 1861. Hethitisch und Tocharisch, das in Mittelasien gesprochen wurde, waren damals noch nicht bekannt.



Russell Gray und Quentin Atkinson Daten über das Alter der indogermanischen Sprachen vor, die Rückschlüsse auf ihre Verbreitung und ihr Ursprungsgebiet zulassen. Reine Sprachanalysen hatten vor diesem Problem immer versagt und lediglich zum vagen Bild des Stammbaumes geführt. Es suggeriert, die indogermanischen Sprachen vom altindischen Sanskrit über das Griechische bis zum Germanischen seien nacheinander wie Äste aus einem einzigen Stamm herausgewachsen.

Der Stammbaum ist oft kritisiert worden, denn er transferiert einen Begriff aus der Biologie – den »Organismus« – in die Beschreibung des Sprachwandels, der ökonomisch, sozial und kulturell vielfältig beeinflusst sein kann. Gray und Atkinson berücksichtigten diese Faktoren nicht. Sie brachten nur das Organismusmodell auf den neuesten Stand und lehnten sich an die moderne Evolutionsbiologie an. Sprachliche Einheiten, schreiben sie, vererben sich wie Gen-Sequenzen nach statistischen Gesetzmäßigkeiten. Das ist die Idee, die weiter führen soll als die mühsamen Wortvergleiche, mit denen Indogermanisten bisher – gewissermaßen von Hand – die Genese der Sprachfamilie zu ergründen versucht hatten.

Die sprachlichen »Gene« entnahmen Gray und Atkinson einschlägigen Datenbanken. Sie wählten aus

87 Sprachen insgesamt 2449 Begriffe aus, die erfahrungsgemäß lange stabil bleiben – etwa elementare Verben wie »essen«, »stehen« und »gehen«. Dieses Basisvokabular diente als Maßstab für die Ähnlichkeit der untersuchten Sprachen. Es wurde in tausendfachen Kombinationen durch einen Computer geschleust; und dabei ist ermittelt worden, wie groß die Übereinstimmung zwischen den verglichenen Begriffen ist. Hohe Werte sollen geringen Sprachwandel anzeigen und enge Verwandtschaft belegen. Das Alter ist im Vergleich mit den Veränderungsdaten gut dokumentierter schriftlicher Sprachen bestimmt worden.

Auf dieser Grundlage haben Gray und Atkinson einen Stammbaum konstruiert. Daran ist abzulesen, daß Hethitisch vor 8700 Jahren zuerst abgezweigt ist. Tocharisch und Griechisch-Armenisch folgten vor 7000 Jahren, und parallel mit der griechischen Linie haben sich vor 5000 Jahren alle anderen Sprachen ausgebildet. Diese Genealogie stützt den Autoren zufolge die Bauernthese. Sie geht auf den britischen Archäologen Colin Renfrew zurück und bindet die Verbreitung der indogermanischen Sprachen an die neolithische Revolution, die von Anatolien ausgegangen sein soll. Dort sind 1906 Keilschrifttafeln aus dem 16. Jahrhundert vor Christus

**urughio-** ‚Roggen‘.

Thrak. *βολζα* (\**urughīā*) ‚Emmerkorn, Roggen‘;  
 aisl. *rugr* m. ‚Roggen, aschwed. *rogger*, ags. *ryge* m. (\**rugi-*), neben afr. *rogga*, as. *roggo*, ahd. *rocko* (mit Geminierung); dazu der germ. VN lat. *Rugii*, aisl. *Rygir* (in *Roga-land*), ags. Pl. *Ryge*, *Rugas*, vielleicht auch *Rügen*; ags. *rygen* ‚aus Roggen‘, mhd. *ruggin*, *rückin*;  
 lit. *rugys*, lett. *rudzis* ‚Roggenkorn‘, Pl. lit. *rugiai*, lett. *rudzi* ‚Roggen‘;  
 lit. *rugienà* ‚Roggenacker‘, *ruginis* ‚aus Roggen‘;  
 aruss. *рожь*, serb. *rāž*, russ. *рожь* f. ‚Roggen‘; serb. *rāžan*, čech. *režný* (aus slav. \**rožьno*) neben russ.-ksl. *рожань*, russ. *ržanój* ‚aus Roggen‘; bulg. *brica* ‚eine Art Sommergetreide‘ stammt aus dem Thrak.

WP. II 374 f., Trautmann 246, Vasmer 2, 529, Jacobssohn Arier 133 ff., wo auch über uralische Entsprechungen (wohl idg. Lwe).

Auszug aus dem Wörterbuch von 1959.

Die Belege aus den Einzelsprachen, wie dem Griechisch-Thrakischen (Thrak.) oder dem Altisländischen (aisl.) versuchen, Wortgleichungen aufzustellen und damit Verwandtschaft nachzuweisen.

mit hethitischen Texten gefunden worden. Es sind die bislang ältesten indogermanischen Sprachzeugnisse.

Trotzdem kann Hettrich der Bauernthese nicht viel abgewinnen, und auch ihre statistische Bestätigung findet er nicht überzeugend. Sein wichtigster Einwand gilt der Altersberechnung von Gray und Atkinson. Sie basiere auf einer Untersuchung, derzufolge in schriftlich fixierten Sprachen nach 1000 Jahren noch rund 80 % von 200 Basisbegriffen erhalten bleiben. Bei isolierten Sprachen – etwa in Island – sind laut Hettrich aber schon fast 100 % festgestellt worden und bei schriftlosen Sprachen in Neuguinea schon nach 50 Jahren 80 %.

»Schriftlose Sprachen«, sagte er, »können sich schon in relativ kurzer Zeit stark verändern. Deshalb sind Schriftsprachen als Vergleichsmaßstab nicht geeignet.« Das Indogermanische ist nach seiner Einschätzung jünger als vermutet.

Das Stammbaum-Modell, das August Schleicher Mitte des 19. Jahrhunderts eingeführt hatte, ist von Gray und Atkinson überstrapaziert worden. Es könne allenfalls Ähnlichkeiten zwischen Sprachen erklären, sagte Hettrich, aber keinen Ursprungsort begründen. Auch die Wellentheorie von Schleichers Schüler Johannes Schmidt, nach der sich Sprachen ringförmig um Zentren ausbreiten, leistet das nicht. Solche Modelle werden seit mehr als 100 Jahren diskutiert. Dabei hat man die Indogermanen zwischen Asien und Europa hin- und hergeschoben und ihren »Ursitz« in zahlreichen Regionen lokalisiert. Es gab die Ostthese, die Westthese und die in völkischen Kreisen propagierte Nordthese. In diesem

Umfeld wurde das »Indogermanenproblem« schließlich zum »Rassenproblem«.

Diese Entgleisung kam auch durch wechselseitige Übergriffe zwischen der Anthropologie, der Archäologie und der Sprachforschung zustande. Daraus haben die Indogermanisten gelernt. Sie sind vorsichtig bei der Formulierung weitreichender Thesen geworden und prüfen Theorieangebote von benachbarten Fächern besonders kritisch. »Jedes Fach«, sagt Hettrich, »muß zunächst sein Terrain bestellen.« Für Sprachforscher bedeutet das Versenkung in Details. Diese akribische Arbeit hat schon nach der Entdeckung des Hethitischen zu einer Erosion der Annahmen über die indogermanische Grundsprache geführt und das erste Wörterbuch von 1890 unbrauchbar gemacht. Das darauf folgende lexikalische Werk von 1959 ist ebenfalls schon überholt. Es führt 2044 Begriffe auf: von »a« – einem Empfindungsausdruck – bis »urughio« – Roggen.

Die rekonstruierten Begriffe deuten auf ein gemäßigtes Klima im Ursprungsgebiet hin, auf Landwirtschaft und Haustiere. Das Pferd – »ekuos« – hatte eine große, offenbar kultische Bedeutung.

Helmut Klemm

In Würzburg ist die Indogermanistik in das **Altertumswissenschaftliche Zentrum** integriert, das zur Zeit eine Vorlesungsreihe über »Niedergang, Katastrophe, Neuanfang« anbietet. Die Vorlesungen finden im Toscanasaal der Residenz jeweils um 18 Uhr statt.

Die nächsten Termine sind:

13. Januar: **Weiheschenke in Olympia**

18. Januar: **Umbrüche in Vorderasien**

27. Januar: **Antike Fürstenspiegel**



Foto: Weissbach

## Atelierbesuch

# Die bizarre Welt der Kathrin Feser

An der Tür steht, man solle sich vor dem Hund in acht nehmen. Also wartet man brav, bis geöffnet wird. Nach dem Eintreten: kein markiges Gebell, keine Beschneppungsrituale.

Der schwarzgelockte, hüfthohe Vierbeiner blickt nur kurz vom Mittagsschläfchen auf, eine Katze gibt's auch noch, doch die lässt sich überhaupt nicht stören. Die anderen Bewohner des Hauses Feser/McKinley sind ebenfalls sehr friedlich.

Kathrin Feser, 36 Jahre alt, studierte in Nürnberg Graphik Design und anschließend mit Hilfe des Fulbright-Stipendiums Freie Kunst am California College of Arts and Crafts in San Francisco; das Studium schloß sie 1999 mit dem »Master of Fine Arts« ab.

Das Leben in Kalifornien empfand sie extrem anders und neu, sie habe viele Facetten kennengelernt. Offiziell wurde die Studentin als »legal alien« – so die Kennzeichnung im Visum – geführt, und sie empfand sich in manchen Situationen auch so, meint sie lachend, wenn sie z. B. in einer Bank ein Konto eröffnen möchte und an eine Südkoreanerin gerät, die kaum Englisch spricht. Angenehm sei der freie und interessierte Umgang

miteinander, selbst unter Kollegen sei man hilfsbereiter und weniger konkurrenzgeprägt als hier, erzählt sie. Man wohne in den Vierteln »grüppchenweise« miteinander und teile einen kommunikativen Alltag. Weil man stets dieselben Leute treffe, beim selben Bäcker einkaufe und im selben Café sitze, komme man zwangsläufig miteinander in Kontakt und ins Gespräch. So lernte sie auch Bronson McKinley kennen, der ein Webdesign-Studium begonnen hatte, – die beiden heirateten kurzentschlossen. Ihr Vater sei von der Nachricht geschockt gewesen, erzählt sie, die Mutter nahm's gelassen.

Nach vier Jahren erfolgte die Rückkehr nach Deutschland auf Umwegen, auch um »etwas Neues zu erleben«. Die beiden bereisten Europa, machten in Rom und bei einer Freundin an der Amalfiküste Station, in Salerno habe sie für eine Agentur an einem Stadtplan gearbeitet.

Seit September 2002 wohnt das Ehepaar Feser/McKinley in Veitshöchheim, in dem Wohnhaus ihrer verstorbenen Großeltern. Bronson, in Colorado geboren, fehlt hier in Deutschland manchmal »der blaue Himmel über den Rocky Mountains«, aber die Sehnsucht hält sich in Grenzen. Letztes Jahr haben beide Amerika



wieder besucht und fanden, daß in San Francisco die Zeit eher stehen geblieben sei, nichts habe sich verändert.

Womit wir bei einem sehr wichtigen Punkt wären: Veränderung ist eine Basis der künstlerischen Arbeit von Kathrin Feser. »Bloß keine Monotonie«, meint sie. Die kommt auch beim Betrachter ihrer Werke bestimmt nicht auf.

Kuriose Strichmännchen in mehrfacher Überlagerung wandern durchs Bild. Kraken verwandeln sich in Flaschen, Kopffüßler machen große Augen und lange Finger, Schiffe verbinden sich mit Sägeblättern, Haie haben Löcher im Bauch, man sieht Schnüre, Schläuche, Stelzen, Zahlen, Wörter und auch völlig Unidentifizierbares. Letztlich wirken diese Strichfiguren aber stets irgendwie vertraut, nur verquer zusammengesetzt und verrätselt. Die Künstlerin selbst nennt ihre Schöpfungen »Hieroglyphen« einer eigenen Sprache. Rund 2000 solcher Hieroglyphen hat sie schon, »eine ganze Lexikon-Reihe«. Auslöser sind Alltagssituationen, »Standarddinge, die man so machen muß«, wie Telefonieren oder Kuchenbacken, die Kathrin Fesers Figuren und Symbole unterfüttern. Ein Gedanke bleibe hängen, verstärke sich aus einer »Laune« heraus, ein Satz, ein Wort aus allen möglichen »Sprachfärbungen« werde aufgegriffen, im Skizzenbuch verarbeitet und mit anderen Dingen kombiniert. So entstehen comicartige Symbole, klar umrahmt und oftmals in einer ganzen Reihe von Folgesymbolen zu einer Geschichte ausgeweitet. Das kleine, handliche Skizzenbuch trägt die Künstlerin immer bei sich, »weil man es spontan herausziehen kann«.

Womit wir bei einem anderen wichtigen Punkt wären: der Spontaneität. »Öl ist unspontan«, meint sie. Feser bevorzugt die schnelltrocknende Acrylfarbe, wenn sie ihre Gestalten aufs große Bildformat überträgt und dabei aus dem zeichenhaften Wirrwarr ein Skizzenelement »herauszoomt«. Die Dinge wolle sie »jetzt oder garnicht« machen: »Zum Zeichnen paßt der Moment«, erklärt sie. Bei Umständlichkeiten verliere sie die Lust.

Kathrin Feser ist zwar ein unsteter Geist, ungeduldig ist sie jedoch nicht.

Sonst wären die mit dem »Cutter gezeichneten« vielschichtigen Papierarbeiten nicht möglich, noch die skurrilen Wesen aus Pappmachée, die in Gips und dann in Wachs getaucht werden noch die Acrylkästen mit acht bühnenartig hintereinandergestaffelten Ebenen,

die wie Theaterszenen wirken. Wahre Wunderwerke handwerklicher Feinarbeit sind die »tape-Skulpturen« aus 5 cm breitem durchsichtigen Paketklebeband, aus denen sie luftige, langbeinige Stühle oder schwebende Raumschiffe fertigt.

Zur Zeit arbeitet sie »mindestens 14 Stunden täglich« an den Vorbereitungen für ihre erste große Einzelausstellung, die den Titel **mo: {more, mehr}** haben wird (07.-30. Januar 2005 in der Würzburger BBK-Galerie). Die Ausstellung ist das Resultat des Debütantenförderpreises des Bayerischen Staatsministeriums.

Kathrin Feser zeigt in der Mitte des Raumes eine freischwebende Installation in der Größe von 3,20 auf 1,80 Metern. Acht Reihen von Einzelblättern zeigen vielfach geschichtete Hieroglyphen aus Transparentpapier. Eine Haupthieroglyphe entnimmt Feser der »San Francisco Weekly«. Inhaltlich möchte die Künstlerin die Deutung von vielschichtigen Informationen vermitteln, rein formal wird dies dargestellt durch die Überlagerung mehrerer Hieroglyphen im »sandwich-Verfahren«. Diese Version entwickelte Kathrin Feser, als ihr in San Francisco bewußt wurde, daß sie ihre gesamte dortige Produktion mit nach Hause transportieren muß. Also begann sie, die inhaltlich zusammengehörenden Papiere wie ein Sandwich übereinanderzukleben.

Was zunächst als Rationalisierungsverfahren für den leichteren Transport gedacht war, entwickelte sich zu einem künstlerischem Konzept, das Mehrdimensionalität im Blick hat.

Feser möchte vielerlei Aspekte einer Sache ausloten, mehrere Perspektiven ausleuchten, »mit mehreren Ebenen zu spielen«. Der Rückgriff auf bildhafte »Schnappschußaufnahmen«, Begriffe und andere »Dinge, die gereift sind«, entbehrt im Endergebnis zwar jeder Logik, aber »es geht schnell, es geht automatisch und es macht unwahrscheinlich viel Spaß.«

*Angelika Summa*

Kathrin Feser: **mo: {more, mehr}**  
Ausstellung in der Würzburger BBK-Galerie im Kulturspeicher vom  
07.-30. Januar 2005.  
Öffnungszeiten Di, Mi, So 11-18 Uhr / Do, Fr, Sa 13-20 Uhr.



## Besuche bei Emy Roeder

**Erster Besuch.** Eingehüllt, eingengt in schützende Plastikfolie, versucht die junge Frau aus Stein nach Luft zu schnappen. Zumindest wirkt es so. Sie will ihr Transportgefängnis endlich verlassen. Daneben stapeln sich leere Kisten, ihre Schätze haben sie schon preisgegeben. Irgendwo stehen sie im Raum. Im Saal nebenan hantiert geschäftig die Aufbautruppe. Noch zwei Tage bis zur Vernissage.

Es ist der Moment, in dem die Kunstwerke verletzlich erscheinen. So haben wahrscheinlich nur wenige Personen und die Künstlerin Emy Roeder selbst früher ihre Kunstwerke gesehen. Köpfe aus Bronze oder Terrakotta liegen auf Arbeitstischen. Wie nach getaner Arbeit abgelegt. Noch haben sie nichts von einer musealen Aura, sie scheinen zu ruhen. Tierfiguren stehen neben den Sockeln auf dem Boden, zwei große, bronzene Wasservögel warten auf einem Rollwagen zum Transport. Wo wird ihr Standort in der Ausstellung sein?

Vielleicht hätte die zierliche, 1890 in Würzburg geborene und 1971 in Mainz gestorbene Künstlerin diesen Moment gerne gehabt. Neugierig darauf, wie denn nun die geschaffenen Kunstwerke wirken in einem neuen Raum, der doch gar nichts mit der Atmosphäre des Ateliers gemeinsam hat. Jetzt ist der Moment, in dem die Ausstellung Form gewinnt. Noch ist nichts entschieden, wollen sich manche der Plastiken nicht zueinanderfügen, lieber mit anderen harmonieren.

**Zweiter Besuch.** Vernissagengedränge. Es ist der vergängliche Augenblick der Würdigungen, Erklärungen und hinführenden Worte, der Danksagungen. Mehr und mehr füllen sich die vier Säle im ersten und zweiten Stock des Museums im Würzburger Kulturspeicher.

Man sieht sich, aber sieht man auch die Kunstwerke von Emy Roeder und ihren Künstlerkollegen, darunter Ernst Barlach, Herbert Garbe, Ewald Mataré, Aristide Maillol und Käthe Kollwitz? Blicke werden en passant darauf geworfen. Mehr sucht man den Blickkontakt mit Bekannten, die Zeit wird genützt, um sich auszutauschen. Vielleicht über Kunst und das Gezeigte, wohl eher über ganz andere Dinge. Keine Ruhe für tiefergehende Betrachtung.

**Dritter Besuch.** Stille. Ganz anders die Besucher an diesem frühen Nachmittag im Museum. Jeder schaut für sich, gedankenversunken. Die großen Wasservögel sind nirgends auszumachen. Sie haben sich ins Depot zurückgezogen. Jetzt ist Zeit für die Annäherung.

Vielleicht erzählt die »Alternde Italienerin aus der Toskana« (1937) ihre Geschichte, gibt das »Mädchen ohne Namen« (1914) doch leise seinen Namen preis, ganz für den Betrachter allein. Lassen sich die »Zwei Frauen im Gespräch« (1970) nicht gut belauschen, oder kann man der Blinden (1927), die selbst niemanden sehen konnte, ins Innere blicken? Lässt sich ergründen, wer die eine oder andere Person gewesen sein mag, deren Persönlichkeit Emy Roeder in ihren Plastiken und Zeichnungen festgehalten hat?

Nun ist auch der Moment für Entdeckungen der Künstlerkollegen. Das miteinander verschmelzende, dreibeinige »Liegende Paar« (1948) von Hans Hartung, der futuristisch schreitende Mann (1921) von Rudolf Belling oder die abstrahierte »Sitzende« (1911/12) von Alexander Archipenko zeigen, mit welcher Beobachtungsgabe und Formensprache die Künstler zu Werke gegangen sind.

In aller Ruhe lassen sich Vergleiche ziehen. Plötzlich werden die Parallelen, aber auch die Gegensätzlichkeiten, die unterschiedlichen Arbeitsweisen deutlich. Jetzt entfalten die Kunstwerke ihre Wirkung, ziehen den Betrachter zu sich. So wie einst die Künstler auf der Suche nach Ausdruck und Form waren, kann er nun beidem nachspüren und sie finden.

*Achim Schollenberger*



**Emy Roeder – Auf der Suche nach Ausdruck und Form**

Die Ausstellung im Museum im Kulturspeicher in Würzburg dauert noch bis zum 6. Februar. Sie umfaßt neben den Arbeiten Emy Roeders auch zahlreiche Werke ihrer Künstlerkollegen wie Alexander Archipenko, Ernst Barlach, Bernhard Heiliger, Käthe Kollwitz, Aristide Maillol, Gerhard Marcks oder Hans Purrmann.

Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen, Preis € 16,80.

Öffnungszeiten: Mittwoch 11–19 Uhr, Donnerstag 11–21 Uhr, Freitag bis Sonntag 11–18 Uhr.

[www.kulturspeicher.de](http://www.kulturspeicher.de)



Fotos: Weissbach, Summa

# Annie Bonnet

## Galeristin und Künstlerin in Caen, Frankreich

In Würzburgs französischer Partnerstadt Caen gibt es das »Les Quatrans«, ein belebtes Geschäftsviertel mit künstlerischer Ausrichtung, eine interessante Mischung aus Galerien, Ateliers, Läden, Cafés und Bistros und einem Hotel rund um einen überschaubaren und stets überfüllten Parkplatz.

Eine bewährte Adresse für Künstler und Kunstkenner ist die Galerie ART 4.

Annie Bonnet ist seit acht Jahren Galeristin von ART 4, die mit den großen Schaufenstern zur Geschäftsstraße hin fester Bestandteil der Caeneser Kunstszene geworden ist. Die Zusammenarbeit mit ihrer Galerie-Kollegin Martine Grandcollot hat sich bewährt, erzählt Madame Bonnet. Seit 3 Jahren machen beide die Galeriearbeit gemeinsam und abwechselnd. Die Teamarbeit zu zweit ist besser. Vor acht Jahren habe man zu viert den Galeriebetrieb aufgenommen und mußte sich dann aber wegen persönlicher Probleme verändern.

»Die Galerie läuft gut«, sagt sie. Allerdings mache sie erst seit einem Jahr diese Erfahrung.

Als Frau eine Galerie zu betreiben, sei nicht einfach. Man habe es ungleich schwerer, anerkannt zu werden,

die Leute trauen Galeristinnen Professionalität nicht zu, so ihre Meinung.

Zu guter letzt aber kommt der Erfolg. »Er ist das Ergebnis solider Arbeit«, sagt sie.

Die Galerie ART 4 bevorzugt keine bestimmte Kunst-richtung, sie ist für alle Stile offen, nur zeitgenössisch muß sie sein. Man habe sich im Laufe der Jahre entwickelt, das eher klassische Programm sei moderner geworden. »Wir wollen zeigen, daß es heutzutage viele künstlerische Ansätze gibt, aber wir möchten Kreativität, Sensibilität und Emotionalität. Wir bevorzugen gutes Handwerk und gute Technik«. Wollte man eine Richtung angeben, so wäre »Abstraktion« und »Neue Figuration« die Galerielinie.

Die Galerie betreut ca. zwölf Künstler, es kommen aber immer neue dazu.

Annie Bonnet ist regelmäßige Besucherin des »Grand Salon« in Paris, aber auch anderer Galerien und vieler Museen, wo sie sich nach Talenten umsieht. Manchmal entdeckt sie aber auch durch einen glücklichen Zufall galeriewürdige Arbeiten eines Künstlers, z. B. durch eine Ausstellung in einer Bank.

Annie Bonnet, 58 Jahre alt und seit 50 Jahren in Caen lebend, ist seit 15 Jahren selbst als Künstlerin tätig. Sie malt und zeichnet, seit zehn Jahren übt sie sich regelmäßig ein Mal in der Woche im Aktzeichnen, seit sieben Jahren macht sie Studien in der Landschaft, welche die Grundlage ihrer Landschaftsbilder (Acryl auf Leinwand) sind, die sie »paysage intime« nennt und die die Stimmung und das Licht in der Normandie thematisieren. Bis vor zwei Jahren malte sie noch Personen mit dem bevorzugten Thema »Begegnungen«. Aber wirklicher Kontakt sei selten, sinniert sie, Menschen begegnen sich und gehen aneinander vorbei ...

Annie Bonnet, verheiratet, drei Kinder, war letztes Jahr das erste Mal in der Partnerstadt Würzburg. In jungen Jahren wäre sie gerne gereist, doch ihr Mann Robert zog nicht mit, und dann kamen die Kinder. Heute fehlt ihr das Reisen nicht mehr, es sei ihr zu stressig, weil sie zu wenig Vertrauen in die Fahrkünste anderer habe.

*Angelika Summa*

Adresse:  
Galerie ART 4, 31 rue des Teinturiers, Les Quatrans, 14000 Caen, France  
Öffnungszeiten:  
Dienstag bis Freitag 14.30–19.00 Uhr, Samstag 10.30–19.00 Uhr



# Lichtflucht der Feinschmecker

## Die Würzburger **Blindeninstitutsstiftung** und das **Restaurant Weinstein** konfrontierten auf ungewöhnliche Weise mit der Dunkelheit

Kein Licht. Völlige Finsternis. Für blinde Menschen kein Trost, für Nichts-Sehende vielleicht eine Beruhigung: Dunkler kann es nicht werden. Und in gut zwei Stunden geht allen ein Licht auf, verspricht Katrin Gütlein, Kellnerin im Würzburger Restaurant Weinstein. Sie ist an diesem Abend Führungskraft. Als eine Art Cyborg mit einem Hightech-Geschwür auf dem Kopf läßt sie im zwielichtigen Foyer zu Gruppen von vier, fünf Personen antreten. Hände auf die Schultern des Vormanns. Was einen Moment an griechische Nächte erinnert, führt freilich nicht in den Sirtaki-Taumel, sondern geradewegs durch die Lichtschleuse ... Blackout.

Niemand trällert ein lustiges Liedchen, an den angestrengt-lockeren Sprüchen aber merkt man: Einigen ist es etwas mulmig. »Laufen Sie nicht weg!« Das plötzliche Kommando aus dem Mund von Katrin Gütlein und damit irgendwo her aus dieser alles verschlingenden Dunkelheit kommt fast ein bißchen zynisch an. Nur Verlaufen wäre möglich in diesem unbekanntem schwarzen Loch, Schwindelgefühle und vielleicht ein Flirren vor dem inneren Auge, das so ungewohnt unterfordert ist, beschäftigt einen mehr als der Wunsch, hier auf

Entdeckungsreise zu gehen. Einzelnen werden die Gäste an ihre Plätze geführt. »Hier ist der Stuhl. Ja. Da! Die Rückenlehne ...« Dunkelheit ist der modernen Welt doch nur die Abwesenheit von Licht. Verdankt ist dies wohl letztlich Augustinus, der vor rund 1600 Jahren der spätantiken Lichtmetaphysik den Garaus machte, weil es nicht mit der christlichen Lehre vereinbar war, daß die Dunkelheit gleichmächtig dem Licht sein sollte. Vielleicht hat das Dunkle dennoch nicht allen Schrecken verloren, aber es kommt kaum noch vor. Und wenn, ist es weder die unfaßbare mythische Gegenmacht, deren ganzes Trachten der Vernichtung des Hellen gilt, gebiert keine Goya'schen Ungeheuer, noch ist es in romantischer Verklärung quasi eine Bildungseinrichtung, die die vom Tageslicht an die Endlichkeit der Dinge gekettete Begrenztheit des Geistes sprengt, sondern ein ärgerlicher Defekt im Elektrizitätswerk. Eine »aufgeklärte« Finsternis aber ist eventkompatibel: »Genießen im Dunkeln« – für 48 Euro.

Katrin Gütlein und ihre zwei Kolleginnen haben an diesem Abend ständig Grün, denn so zeichnet sich ihre Umgebung durchs Okular ab. Bis der Kopf dröhnt. Die futuristische GSG 9-Nachtkampfhilfe mit eigener Infra-



rotlichtquelle scheint ihre Energie aus den Wangenknochen zu saugen, jedenfalls bis die drei den Bogen raus haben und das Nachtsichtgerät richtig sitzt. Fokus auf Armlänge, denn Bernhard Reiser, der Chef des Hauses, besteht auf perfektem Service, auch wenn es keiner sieht; dafür ist die »Übersicht« unscharf. Unter den Blinden ist die Einäugige Königin. Hier muß sie bedienen. 40 Gäste wollen versorgt werden. Jetzt wäre Zeit für ein heimliches Tischgebet. Wasser, Wein, Amuse-gueule (oder ist die Vorspeise schon der Hauptgang?), die Erbsen-Minz-Suppe wird im Glas kredenzt und mit dem Strohalm gezüllt. Soweit reichen der Deutschen Tastsinn und Tischsitten allemal. Mag sein, daß das nachtsichtige Fräulein, das sich durch einen winzigen, im Schwarz torkelnden, grünen Punkt verrät, noch diszipliniert und deshalb in der verhüllenden Dunkelheit nicht alle Hemmungen fallen. Nur meint so mancher Obskurantist, die Tischgenossen hörten auch schlecht, wenn man schon nichts sieht. Das laute Gebrabbel und Schnattern, das über die Unsicherheit im Nirgendwo hinweghilft, stellt an das Personal des Gourmet-Tempels unerwartete Anforderungen.

Die Finsternis kann die Augen öffnen. Davon war noch der Romantiker Novalis überzeugt. In einer seiner Hymnen erschafft sie gar »unendliche Augen«. Auf den Pragmatismus unserer Tage heruntergebrochen, soll sich beim »Genießen im Dunkeln« wenigstens eine leise Ahnung der Situation blinder Menschen vermitteln. Und das geschieht – wenn überhaupt – nicht kontemplativ. Vermutlich traut Katrin Gütlein an diesem Abend ihrem Nachtsichtgerät kaum, als feine Damen ihre Nase ins Linsenspüree tauchen, auf der ovalen Platte Fleisch und Gemüse befingern – Bernhard Reiser hatte zu solchen Tätlichkeiten ja ermuntert –, und mit dem Besteck hantieren manche, als hielten sie die heute ungewohnt unsichtbaren Werkzeuge zum ersten Mal in Händen. Der eine führt eine leere Gabel gierig zum Mund, der anderen baumeln 50 Gramm Rind an der Unterlippe. Reihum wird die vorsichtshalber sehr reduziert aufgebrachte Soße von den Fingern gelutscht. Irgendwie lustbetont steuert die Bewußtseinserweiterung gen eigene Defizienz. Und das betrifft Geschicklichkeit und den »versauten« Gaumen gleichermaßen – jedenfalls bei den meisten. Kaum einer weiß, was er ißt. Thunfisch geht als Hühnchen durch; wer vermag schon Linsenspüree von



zermanschten pommerschen Bananen zu unterscheiden. Und beim Nachttisch aus der vom Schwaben Reiser so titulierte »Grapschbox« werden die Lychees mit Schale vertilgt, weil man sie für »Raffaelos« hält. Erst beim abschließenden Kaffee sind sich alle wieder sicher – den gibt es nämlich im Candle-light.

Immerhin haben zwischen Oktober 2003 und November 2004 über 1000 Menschen auf die kulinarische Lichtflucht eingeladen, haben weit über 100 Liter Suppe, 100 Kilogramm Thunfisch und 144 Kilogramm Ochsenchwänze irgendwie vertilgt und der Würzburger Blindeninstitutsstiftung im Jubiläumsjahr – sie wurde vor 150 Jahren vom Grafen zu Bentheim-Tecklenburg gegründet – mehrere tausend Euro an Spendengeldern beschert.

Für Direktor Hans Neugebauer, den Leiter dieser europaweit größten Einrichtung für Blinde und Sehbehinderte, ein erfreulicher Nebenaspekt der Aktion, die sinnvoll, aufklärend und öffentlichkeitswirksam sein sollte. So hatten Hans Neugebauer und der Meisterkoch Bernhard Reiser bei der Vorbereitung darauf geachtet, daß ihr »Genießen im Dunkeln« nicht einfach nur ein

Event werden würde. Die Aktion sollte sich wohltuend von ähnlichen Projekten abheben, die seit einiger Zeit in zahlreichen Großstädten von Berlin bis Zürich von sich reden machen. In Würzburg standen deshalb an jedem Abend zwei pädagogische Mitarbeiterinnen der Einrichtung bereit, Fragen zum Thema Blindheit zu beantworten, gaben den Gästen eine kurze Einführung zum Leben in Dunkelheit und vermittelten auch kleine lebenspraktische Tips: Wie orientieren sich blinde Menschen in einem fremden Raum und natürlich beim Essen am Tisch; wie stoßen sie bei festlichen Anlässen miteinander an, ohne daß die Gläser zu Bruch gehen und dergleichen mehr.

Besondere Sorgfalt wurde in Würzburg auf die Verdunklung des Raumes gelegt. Der kleinste Schimmer, das Kontrollämpchen einer Kaffeemaschine oder selbst fluoreszierende Ziffernblätter von Uhren können das Erleben absoluter Dunkelheit zunichte machen.

Im Blindeninstitut hat man das nötige Know-how. Seit einiger Zeit gibt es einen von dem selbst stark sehbehinderten Musiktherapeuten Markus Rummel und einigen Handwerkern der Stiftung eingerichteten Container, der



dem nämlichen Zweck wie das »Genießen im Dunkeln« dient, allerdings in radikalierter Form: Durch den Dunkelraum schlängelt sich eine Art Hindernis-Parcour. Unterschiedlichste Straßenbeläge und Wandverkleidungen, Stoffstreifen, die von der Decke hängen, Holzstangen, die umrundet werden müssen.

Nach wenigen Minuten beklemmenden Staksens und Tastens gelangt man in eine kleine Bar – Gelegenheit für eine Tasse Kaffee und zu direkten Fragen an den Führer. Er ist blind, er lebt dauernd in einer Umgebung, die die Containergäste auf ihrer »Nachtwanderung« gerade mal erahnen können. Hier, im Bauch des Containers, läßt sich erfahren und im Gespräch vertiefen, daß Blindheit nicht einfach nur »dunkel« ist. Dem blauen Container, der im Jubiläumsjahr der Blindeninstitutsstiftung durch ganz Bayern tourte, fehlt zwar der Eventcharakter der Vier-Sterne-Gastlichkeit im Dunkeln. Er ist dafür die schonungslosere Erfahrung, hinterläßt stärkeren Eindruck.

Und er ist näher an der Realität, in der es vermutlich nie eine Art Nachtsichtgerät geben wird, das die Welt für Blinde wenigstens in ein schemenhaft grünes Licht tauchen könnte – ist doch die Nachtkampfmöglichkeit

von Anti-Terroreinheiten und Truppen für Forschung und Industrie allemal einträglicher als ein paar Behinderte.

*Wolf-Dietrich Weissbach*

Internet:  
[www.blindeninstitut.de](http://www.blindeninstitut.de)  
[www.der-reiser.de](http://www.der-reiser.de)



Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach (Die Fotos wurden mit Infrarotfilm und unsichtbarem Infrarotblitz aufgenommen)

## Nachruf

### Otto Schmitt-Rosenberger 1928–2004

Ziseliert sollte sein, was er schrieb, ausgefeilt, gedrechselt. Die einfache Formulierung, der gewöhnliche Satz müssen ihm ein Greuel gewesen sein – wie platt, so ein Satz mit Subjekt, Prädikat, Objekt: Die Inversion war seine Spezialität, etwas Ungewöhnliches, Gesuchtes, Verblüffendes mußte an den Anfang.

Das ist, das war der Kampf mit dem Gewöhnlichen, den jeder kämpft, der einen auffallenden, einen literarischen Stil sucht. Solange ich Otto Schmitt-Rosenberger gekannt habe, war er in diesen Kampf verstrickt. Er hat dafür im Würzburger, wohl sogar im unterfränkischen Raum keinen Gefährten gehabt. Und seit er sich aus den Tagesquerelen immer mehr zurückgezogen hatte, war diese Stelle unbesetzt: Früher nannte man so jemanden »eine Feder« und drückte damit seine stilistische Könnerschaft aus.

Die literarische Funktion ist verwaist, aber auch die organisatorische: Seither ist der »Verband Fränkischer Schriftsteller« verschwunden, ist er in den »Autorenverband Franken« aufgelöst und hat seinen Sitz im mittelfränkischen Raum genommen. Otto Schmitt-Rosenberger hielt im Kulturbeirat, im Dachverband Freier Würzburger Kulturträger und in mancher literarischen Gesellschaft die Fahne der Schriftlichkeit hoch. Seit seine Kräfte nachließen, hat wohl kaum noch jemand für sich in Anspruch genommen, unterfränkischer Schriftsteller zu sein



Zeichnung: Dieter Stein. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Künstlers.

– eine ohnedies immer schon prekäre Position. Nicht umsonst rekurrieren literarisch Interessierte, wenn sie schriftstellerische Größe mit Würzburg koppeln wollen, auf Kleist – und erschauern ob des Anlasses.

Frühere Würzburger Werbeslogans lauteten: »In Würzburg hat man Zeit zu leben« oder »In Würzburg beginnt der Süden« –, vielleicht nicht ohne Wahrheit, aber für

künstlerische Leistungen wohl kein gar zu günstiger Nährboden.

Ist jetzt, mit Otto Schmitt-Rosenberger, die literarische Ader der Unterfranken endgültig versiegt, oder nur vorläufig?

Unser Eingedenken gilt voll Trauer der lebenswürdigen Person und ihrer fast schon altmodischen Stathalterschaft für etwas Entschwundenes.

Berthold Kremmler



# DIES & DAS



Rückschau, Vorschau und so.

## ORTE UND ZEITEN

**Unlängst – Gerade Soeben – Neulich!** Was nicht dem Vergessen anheim fallen sollte – eine ganz subjektive Auswahl der Redaktion, nicht minder subjektiv kommentiert.

### 13.11.2004, 20.00 – WERKSTATTBÜHNE

Geht da eine Ära zu Ende? Wir wollen es nicht glauben und schon gar nicht hoffen. Aber Wolfgang Schulz nimmt langsam Abschied: von der Bühne und den großen Rollen, die ihn ein Leben lang begleitet haben. Definitiv endgültig zum letzten Mal gab er in neun Vorstellungen zwischen dem 13. und dem 27. November den Affen Rotpeter aus Franz Kafkas Erzählung »Bericht für eine Akademie« aus dem Jahr 1917. Bewundernswert mit welcher körperlicher Präsenz und geradezu artistischer Behendigkeit Schulz den Affen im gleichen Tempo wie vor 33 Jahren gibt. In 40 Minuten bringt er Kafkas radikal einfache und vielleicht gerade deshalb so mitleidlose und bis heute ungebrochen gültige Analyse des deformierten Menschen auf die Bühne.

Wer wird nach Schulz in den Würzburger Theatern die Anpassung und Zwänge als Ursachen der sich ins Monströse gewandelten globalisierten Gesellschaft noch mit solch gleichermaßen fanatischer Leidenschaft und ungebrochener Virtuosität auf die Bühne stemmen? fragt man sich nachdenklich, wenn man die Treppen hochsteigt, die aus dem der Welt seltsam entrückten Keller in eine monströse Welt zurückführen. – *maz*

### 27.11.2004, 20.15 – BOCKSHORN

Was für ein Abend! Einmal mehr zeigte sich das Bockshorn als Tankstelle für alle diejenigen, die in Würzburg nach großstädtischer Kultur dürsten. Selten war die Mischung aus Intellektualität und Ironie, aus hoch brisanten Themen und federleichter Unterhaltung, aus inhaltlicher Schärfe und musikalischer Vielfalt gelungener als in Volumen 4 von Thomas Pigor & Benedikt Eichhorn. Verstärkt mit dem »Ulf« boten sie einen perfekt inszenierten Abend, der nicht nur die Grenzen zwischen Kabarett und Chanson endgültig

obsolet erscheinen ließ, sondern in seiner wunderbar stimmigen Bühnenästhetik selbst die großen Revue-Programme aus dem Berlin der Goldenen Zwanziger locker vergessen machte. Selbst schuld ist, wer diesen Abend versäumt hat, von dem man noch in Jahren schwelgen wird. – *maz*

### 04.12.2004, 20.00 – WERKSTATTBÜHNE

Auch so kann man auf »Woyzeck« (herunter-)blicken: abgeklärt, emotionslos, cool bis zur Eiseskälte.

Anzeige



## Programm Januar 2005

Vorstellungsbeginn jeweils 20.15 Uhr

**Do. 6. + Fr. 7. + Sa. 8.: INGO KLÜNDER** „Der Kontrabass“ von Patrick Süskind  
– in Kooperation mit dem Mainfranken-Theater

**Fr. 14.: HELMUT RUGE** „Jetzt weiß ich, wo Gott wohnt“  
Das Feinste und Gemeinste aus 40 Jahren Kabarett

**Sa. 15.: BARBARA RUSCHER**  
mit ihrem aktuellen Kabarettprogramm „Eiskalt erwischt“

**Sa. 16.: THE WOLRD QUINTET** (ehemals KOL SIMCHA) – Einmaliges Starkonzert

**Fr. 21.: MARK BRITTON** „Welcome to Britton 2“  
Das Beste vom brittonischen Humor in deutscher Sprache

**Sa. 22.: ARTHUR SENKRECHT** „Alles nach Plan“ – Kabarett & Comedy

**Fr. 28.: DIE FRÄULEINS** – Letztmalig mit ihrem Erfolgsprogramm „Auf der Suche“

**Sa. 29.: LUISE KINSEHER** mit ihrem neuen Kabarettprogramm „Glück & Co.“

Bockshorn Veitshöchheimer Str. 5 97080 Würzburg  
Tickets: 09 31 / 4 60 60 66 Fax: 4 60 60 67

[www.bockshorn.de](http://www.bockshorn.de)

Externer Kartenvorverkauf:  
Touristinfo & Kartenvorverkauf  
im Falkenhaus, Würzburg,  
Tel. 09 31 / 37 23 98

Regisseur Manfred Plagens treibt in seiner anregenden Inszenierung Büchners Dramenfragment nicht nur jeglichen Humor aus, sondern entrückt den Stoff gänzlich seiner sozialen und historischen Umgebung: Er macht Alexander Blühms Woyzeck zum hoffnungslos depressiven Gegenwarts-Loser, der weder begreifen kann, wie ihm geschieht, noch auf die helfenden Angebote seiner Umgebung reagiert. Da ist kein Leben, kein Aufbäumen, keine Leidenschaft. Nirgends. Einzig die permanent qualmenden Kippen beleben mit der ihnen innewohnenden Dynamik die von allen Seiten einsehbare Spielarena. Und symbolisieren insoweit eine durchaus zeitgemäße Einladung an ein junges Publikum, sich seinen Woyzeck selbst zu erfinden (bis zum 19. Februar auf dem Spielplan). – maz

#### 06.12. 2004, 20.15 – BUCHLADEN NEUER WEG

Der Mann trifft den Nerv der Zeit: Was eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein sollte. »Mit sich selbst befreundet sein«, mobilisiert in Würzburg ein Massenpublikum, das beinahe die Räumlichkeiten des Buchla-

Anzeige



dens NEUER WEG sprengt. Wilhelm Schmidts Mischung aus einem Rekurs auf die antike Philosophie und auf die Selbstbeziehung ist ein Appell an das Individuum, zu seinen Wurzeln zu finden und im solcherart gefestigten Selbst die bewußte Begegnung mit dem Anderen zu suchen und zum gelebten Kunstwerk zu machen. Radikal anthropologische Philosophie? Praktische Lebenshilfe? Oder spirituelle Esoterik? Der Streit über diesen neuen alltagsphilosophischen Ansatz wird auch nach dieser Veranstaltung weitergehen. – maz

#### 11.12. 2004, 23.00 – CASABLANCA, Ochsenfurt,

Wieder war die Besucherzahl etwas über zweistellig – aber das spielte keine Rolle. Auch wenn dieser Endzeit-Western »Erbarmungslos« mit Clint Eastwood als Regisseur und Hauptdarsteller ein grandioser Film für eine eigentlich große Kulisse ist, zeigt sich sein künstlerisches Format auch vor kleinem Publikum. Wie Eastwood als alternder ehemaliger Berufskiller sich selbst, den Western und die mit ihm verbundenen Mythen und damit den ganzen Mythos vom freien wilden Westen in Amerika (und sonstwo) ein für alle mal und endgültig in Trümmer haut, das hat Wirkung über den Abend hinaus. Es beweist einmal mehr, mit welcher Sorgfalt die CASABLANCA-Macher die Auswahl für ihre überaus gelungene und mit diesem Meisterwerk leider zu Ende gegangene Western-Reihe mit »The Real Stuff« getroffen haben. – maz

#### 18.12. 2004, 23.00 – Würzburger 3-Zimmer-Wohnung, Bayern2Radio

Fast alles an interessanter zeitgenössischer Musik geht an Würzburg vorbei. Aber dank BAYERN2RADIO kommt auch der muffigste Hinterwäldler aus der unterfränkischen Musik-Diaspora in den Genuß von Welt und Musik, die sich im leider unsäglich gewordenen Begriff der »Weltmusik« verbinden. So auch bei Rachid Taha, dem einstigen enfant terrible aus den Pariser Vorstädten. Auch wenn dessen von Jay Routledge einfühlsam anmoderierte Aufzeichnung des Live-Konzertes in der Münchner Muffathalle (am 4. Dezember 2004) in der Tat die gewohnte musikalische Dominanz des Sängers vermissen ließ, war der Auftritt so voller Drive und Energie, die Texte voll politischer Kampfeslust und die Beats dermaßen rhythmisch, daß der Schreibtisch beinahe zur Minitanzfläche mutiert wäre. – maz

## Der zwölfwache Sindbad



Das Gebäude hat etwas von einer Festung. Schmucklose Betonwände, zehn Meter hoch, die Fenster unerreichbar. Drinnen viel Platz und Regale. In luftiger Höhe liegen die Schätze des Franz Scheiner. Im Prinzip vor Diebstahl sicher, denn ohne einen Hochregalstapler kommt man nicht an die zentnerschweren Paletten mit den gut eingepackten Kostbarkeiten. 120 000 Filmplakate, fein säuberlich gestapelt. Irgendwo dazwischen steckt Sindbad. Gleich zwölf mal. Wo, das weiß nur der Würzburger Filmplakatsammler allein. Der tollkühne Held soll das Herzstück einer Ausstellung werden, die vom 15. Januar bis 20. Februar im Franck-Haus in Marktheidenfeld die Besucher auf seine siebte Reise und in die vielfältige, bunte Welt der Filmplakatkunst entführen will. Zwölf mal Sindbad auf zwölf verschiedenen Plakaten zu ein und demselben Film.

Stetig wächst die Sammlung, die Franz Scheiner als 15jähriger Mitte der 60er Jahre begonnen hatte. Eine Erinnerung wollte er damals haben an das Gesehene, und durch die Gunst der Würzburger Kinobetreiber gelang es ihm, die Objekte der Begierde zu ergattern. Zuerst wurden unter dem Bett nur die grafisch interessanten Exemplare gebunkert, doch schnell wurde der Virus der Sammlerleidenschaft stärker. Mittlerweile archiviert Franz Scheiner alles zum Thema, ob Plakat, Infoheft oder die großen Aufstellfiguren aus Pappe, die zur Filmpremiere manches Kinofoyer zieren. Daß manche Originale mittlerweile gesuchte Raritäten und teurer als Gemälde bekannter Künstler sind, interessiert den passionierten Sammler nur am Rande. Dem Inhaber einer Druckerei geht es um die drucktechnische Qualität, die optische und künstlerische Wirkung der Plakate und um die Vollständigkeit der Sammlung. Das scheint, angesichts der immensen Produktivität der Filmstudios, ein aussichtsloses Unterfangen. So schnell dürfte der Stoff, aus dem die Träume sind, nicht versiegen.

Noch hält Sindbad sich versteckt. Den muß ich erst suchen, erklärt Franz Scheiner, aber griffbereit ist im Moment wenigstens die Crew der »Raumpatrouille Orion«, einer einst kultigen Fernsehserie, die für das Kino wiederbelebt wurde. Sie werden nun von »Commander« Franz Scheiner aus dem Dornröschenschlaf aufgeweckt und auf den festen Boden zurückgeholt. – as

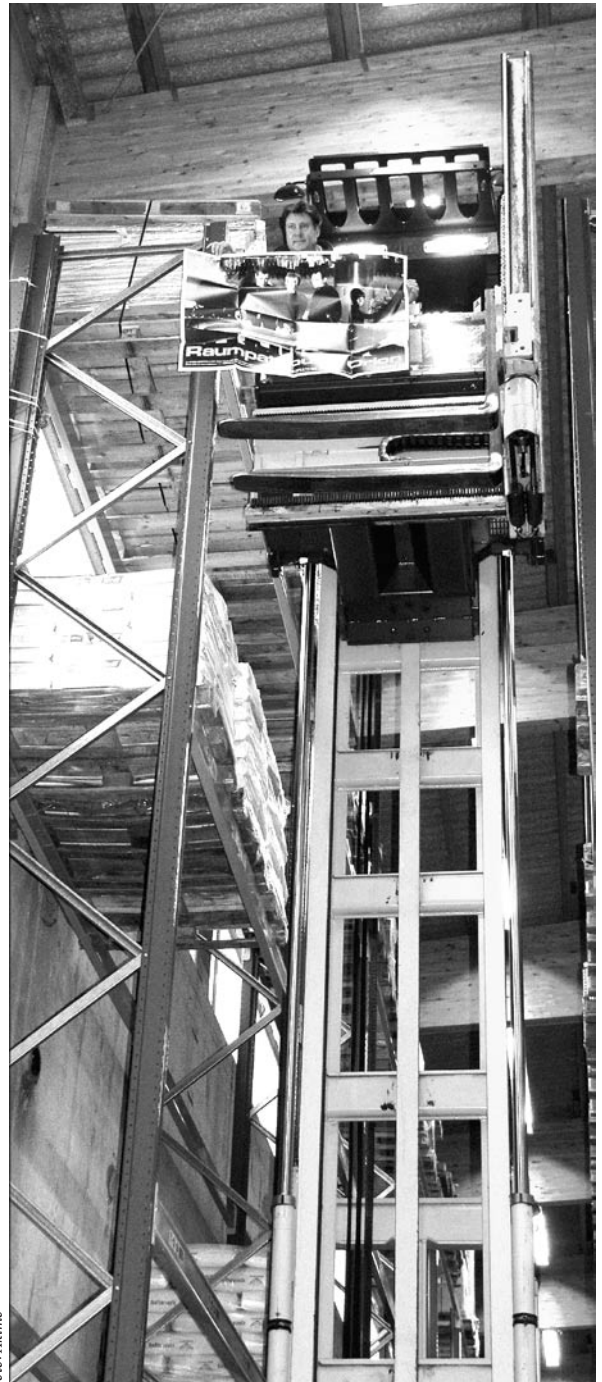


Foto: Akimo

Ausstellung: **Filmplakate im Wandel der Zeit**  
 Franck-Haus Marktheidenfeld, Untertorstraße 6  
 15. Januar bis 20. Februar 2005  
 Öffnungszeiten: Mittwoch bis Samstag 14-18 Uhr, Sonntag 10-18 Uhr.  
 6. Februar (Faschingssonntag) geschlossen.  
[www.marktheidenfeld.de/kultur/franckhaus/](http://www.marktheidenfeld.de/kultur/franckhaus/)

## Cineastische Blicke auf und in die Welt

Eine Vorschau auf das 31. Internationale  
Filmwochenende Würzburg  
20. –23.01.2005



Foto: Weissbach

Spielfilme aus aller Welt, Dokumentarfilme aus Deutschland und Europa, ein buntes Programm aus Kinder- und Jugendfilmen, die gewohnten Programmblöcke mit neuen Kurzfilmen und die Publikumsmagneten »Kammerflimmern« und »Die lange Nacht der Selbstgedrehten« – auf den ersten Blick setzt das Programm des 31. Internationalen Filmwochenendes auf die bewährten Programmpunkte. Und doch sind im Detail behutsame Veränderungen und neue Akzente des Festivalprogramms ersichtlich.

Am augenfälligsten ist zunächst, daß im CINEMAXX ein dritter Saal einbezogen ist und sich die insgesamt 67 Programmpunkte (Stand bei Redaktionsschluß) jetzt auf je 3 Säle in CORSO und CINEMAXX verteilen. Das bietet einerseits den Programmplanern mehr Spielraum für den Zweiteinsatz attraktiver Filme und die Möglichkeit ausverkaufte Filme zu wiederholen und läßt andererseits den Zuschauern mehr Zeit für den Kinowechsel.

Am Programm selbst fällt zunächst die Zahl von zwölf Dokumentarfilmen auf, welche die in den letzten Jahren gewachsene Bedeutung des Genres widerspiegelt. Freuen darf man sich dabei auch auf zwei Würzburger Produktionen: Kerstin Stutterheim und Niels Bolbrinker

präsentieren »Die Thuranos – Leben auf dem Drahtseil« über das Leben einer Artistenfamilie, und der Regisseur Andreas Buettner zeigt in deutscher Erstaufführung »Schoschana – Und ich? Ich bin eine Sabres ...«, die filmische Biographie der in Würzburg lebenden Kosmopolitin Soschana Segré-Beck. Dem Würzburger Dokumentaristen und Mitbegründer der Filminitiative und des Festivals, Norbert Westenrieder, widmet das Festival in diesem Jahr eine Werkschau, die mehr als deutlich macht, wie weit aktuelle Historienfilme hinter bereits einmal erreichte filmische und inhaltliche Standards zurückgefallen sind. Eine Werkschau mit Experimental- und Kurzfilmen ist auch dem aus Unterfranken stammenden und heute in Cottbus lebenden Filmemacher Ralf Schuster gewidmet, der Filme aus verschiedenen Werkphasen zwischen 1984 und 2004 vorstellen wird.

Bestens bekannt in Würzburg ist auch Douglas Wolfsperger, der vor zwei Jahren mit »Bellaria« den gefeierten Eröffnungsfilm beitrug. In diesem Jahr stellt er »Blutritter« vor, eine außerordentlich unterhaltsame, berührende und oft sehr komische Dokumentation über Glauben und Gott, Liebe und Leid, Tod und Teufel, die ihre Uraufführung im letzten August beim Filmfestival in Locarno hatte. Auch »Rotweinrock und Lammfellmantel« von Jan Gabbert und Hannah Metten und »Um die Wurst« von Dorothea Griebach und Silke Fischer blicken – ganz im Stil von »Schotter wie Heu« – auf die Absurditäten und Kuriositäten des bundesdeutschen Alltags.

Deutlich ernster sind »Darwin's Nightmare« von Hubert Sauper über die ökologische Situation in Ostafrika und »S 21 – La Machine de Mort Khmère Rouge« von Rithy Panh über die Folter- und Tötungsmaschine Tuol Seng in der kambodschanischen Hauptstadt Phnom Penh.

Die dokumentarische Brücke zum Spielfilm-Programmpunkt Israel/Palästina schlägt »Arutzim shel za'am« (Channels of Rage) des israelischen Regisseurs Anat Halachmi. Vervollständigt wird dieser kleine Schwerpunkt durch die Produktionen »James Journey to Jerusalem« von Ra'anana Alexandrowicz (Israel, 2003) und »Rana's Wedding« (Palästina, 2002) und den furiosen Jugendfilm »Bonjour Monsieur Shlomi« von Shemi Zarhin (Israel, 2003).

Eröffnet wird das Festival am 20. Januar mit einem Spielfilm aus belgischer Produktion, die zeitgleich

Deutschlandstart hat: »25 degrés en hiver« ist eine Komödie von Stéphane Vuillet über das Thema Emigration, die auf der Berlinale für Furore gesorgt hat. Dazu kommen als weitere französische Produktionen »La petite Lili« (inspiriert von Tschechows »Die Möwe«) von Claude Miller und »Exils« von Tony Gatlif sowie der neue Film von Emir Kusturica: »Zivot je cud« (Life is a miracle).

Aus dem englischen Sprachraum kommen mit Timothy Lyns »Sean and Shane«, Jim Sheridans »In America« und Kenny Glenaans »Yasmin« drei neue Produktionen, während das Filmland Italien in diesem Jahr u. a. mit »Dopo mezzanotte« von Davide Ferrario vertreten ist.

Das nicht erst seit Fatih Akins Erfolgsfilm »Gegen die Wand« gewachsene Interesse an der Türkei greift ein Block mit drei aktuellen Spielfilmen von Bilge Ceylan und Reis Celik aus dem Land am Bosphorus auf. Gleich fünf neue Filme kommen aus Spanien und Südamerika, darunter »El traje« von Alberto Rodriguez.

Mit vier Klassikern des afrikanischen Kinos – darunter dem legendären »Guelwaar« von Sembene Ousmane – wagt das Festival einen anderen Blick auf den Kontinent, der in Würzburg meist nur mit Musik in Verbindung gebracht wird. Gezeigt werden Filme aus dem Senegal, aus Ghana und aus Burkina Faso aus den Jahren 1983 bis 2003.

Matthias Schweighöfer und Jessica Schwarz sind die Hauptdarsteller in der deutschen Produktion »Kammerflimmern« von Hendrik Hölzemann, einem einfühlsamen Drama aus der Mitte des Lebens. Nicolai Albrecht hat »Mitfahrer« im Gepäck, den Eröffnungsfilm der Reihe »Perspektive deutsches Kino« bei der letztjährigen Berlinale. Ebenfalls anwesend ist Sülbiye Günar, die ihre deutsch-türkische Koproduktion »Saniyes Lust« über eine moderne türkischstämmige junge Frau vorstellt. Dazu kommt der bereits erfolgreich in etlichen Großstädten gezeigte Streifen »Pipermint – das Leben, möglicherweise« von Nicole-Nadine Deppé mit Meret Becker als Hauptdarstellerin.

Anzeige

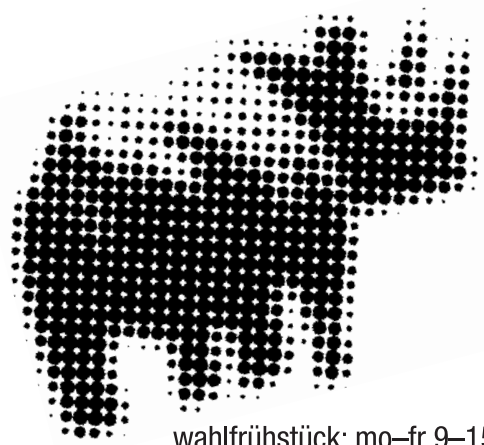
**Casablanca**  
KINO KNEIPE

Wir machen Kino ...

Wagstraße 4a · 97199 Ochsenfurt  
www.casa-kino.de · ☎ 093 31. 54 41

Anzeige

**kult** landwehrstr. 10  
offen: mo–fr 9–1 sa+so 10–1



wahlfrühstück: mo–fr 9–15  
wahlfrühstück: sa+so 10–15

Womit der Bogen zum Musikfilm- und dem wiederbelebten Nacht-Programm gespannt wäre: So wird bereits die Dokumentation »Accordion Tribe« von Stefan Schwietert mit Live-Musik von zwei der im Film porträtierten Akkordeonisten erweitert. Dazu kommt das Musikfilm-Special »Tanzende Bilder« mit experimentellen deutschen Musikvideos aus den Jahren 1998–2003 aus dem Archiv der Internationalen Kurzfilmtage Oberhausen, das vom Zündfunk (BR2) präsentiert und anschließend von den Zündfunk-DJs Achim Bogdan und Roderich Fabian nahtlos in die Filmwochenende-Party überführt wird.

Für die Late-Night-Schiene standen bei Redaktionsschluß bisher »Die Reise ins Glück« von Wenzel Storch und der japanische Klassiker »Shurayukihime« (Lady Snowblood) von Tujita Toshiya fest. – maz

Der Vorverkauf für die Mehrfachkarten (5er für 20 Euro/10er für 35 Euro) hat begonnen bei:  
 Buchladen Neuer Weg, Sanderstr. 23-25  
 Akademische Buchhandlung Knodt, Textorstr. 4  
 Buchhandlung Schöningh, Mensagebäude Am Hubland  
 Dort sind ab dem 12. Januar auch das Programmheft (4, Euro) und

der Programmspiegel (kostenlos) erhältlich. Einzelkarten (zu 5 Euro) gibt es nur an den Kinokassen und nur für den jeweils aktuellen und folgenden Tag! Weitere Informationen: Festivalbüro, Friedensstr. 19, 97072 Würzburg, Tel. 09 31/150 77 oder [www.filmwochenende-wuerzburg.de](http://www.filmwochenende-wuerzburg.de)

## Bruder Josef als Tigerente

Auf völlig unerwartete Weise bahnt sich bisweilen die Kunst ihren Weg in den nüchternen Alltag. Anlässlich einer Scheckübergabe von Edeka und GWF an die Lebenshilfe Anfang Dezember in Würzburg wird der behinderte Künstler HUBERT LUCHT (Foto) gebeten, sein Bild für ein Bocksbeutelkett zu erläutern.



Foto: Weissbach

Und mit einem Mal eröffnet sich den anwesenden Managern und Journalisten ein ganz wunderlicher Kosmos – vorausgesetzt, sie haben es wirklich gehört. Hubert Lucht stellt sich in die Mitte des Raumes, konzentriert sich, und dann sprudelt es nur so aus ihm heraus. Eigentlich hatte er eine Kuh zeichnen wollen, doch dann ist es Bruder Josef als Tigerente geworden, die er vom ZDF her kennt. Bruder Josef hat normal zwei Füße, Hubert Lucht hat ihm vier gemalt, damit er besser stehen kann. Und ein großes Ohr, damit man es besser sehen kann, denn Bruder Josef hört gut zu. Und er qualmt, weil Bruder Josef früher geraucht hat, was alles aber nur verständlich sein sollte, weil alle für Hubert Lucht wichtigen Personen in der Erläuterung vorkommen: Freunde, Bekannte, eine Beerdigung, der Bruder, die Mutter – scheinbar vom Hundertsten ins Tausendste kommend, verliert Hubert Lucht dennoch sein Ziel nicht aus dem Sinn, das Bild zu erklären.

Am Ende seiner kurzen Rede hat er »durch das Etikett« mitgeteilt, worauf es (ihm) im Leben wirklich ankommt. Was natürlich die nüchterne Scheckübergabe nicht in Frage stellt, denn immerhin haben Edeka und GWF mit der »Aktion Lebenshilfe – es ist normal verschieden zu sein« in den vergangenen Jahren 400 000 Euro gespendet. Wie auch immer: Es lohnt sich, die Etiketten auf den Bocksbeuteln genau anzusehen. (Von jeder verkauften Flasche erhält die Lebenshilfe 50 Eurocent.) – wdw



## Die Rauheit der Laptops Washer, Zimmer & The Guitar People im Immerhin, 4.12.04

Lange Zeit wurde es in Zweifel gezogen, ob diese Digital-Maschinen mit ihrer grauenerregend kalten Eins-Null-Mechanik unter ihrer metallisch blinkenden Oberfläche so etwas wie einen Körper besitzen könnten. Einen Körper, der jenseits aller kommunizierbaren Fakten, Signale und Texte eine Diktion erzeugen kann, der für die Rauheit der Stimme bürgt, die da erklingen soll, für die Vibrations, die als Sand im Getriebe aller glatten Eindeutigkeiten genau für das eintreten, was man gemeinhin als das eigentliche Wesen gut funktionierender Rock-, Pop- oder sonstiger Musik halten könnte, die sich in den letzten 100 Jahren jenseits der alteuropäisch-akademischen Musikästhetik etabliert hat.

Je kunstvoller der Sand verstreut wird, je versierter die Eindeutigkeiten in Rhythmik, Tongebung, Phrasierung, Klangfarbe etc. irritiert, beschmutzt und verbogen werden, desto ausdrucksstärker, bedeutsamer, in ihrer individuellen Einzigartigkeit entwickelter erscheint

uns solche Musik. Für deren ungeeignetes Instrument hält deshalb nicht nur der headbangende Rock-Afficionado meist immer noch den Computer, ob seiner vermeintlichen Sauberkeit und vernünftigen Sterilität.

Solches Problem ist in der Geschichte der populären Musik kein gänzlich unbekanntes. Schon die schwarzen Barrelhouse-Musiker der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts sahen sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, einen ähnlichen musikalischen Apparat, der in seiner Konzeption den Bedingungen eines sauber ordnenden abendländischen Musikgeistes sich verpflichtet zeigte, in ihre afroamerikanisch geprägte Musiksprache zu integrieren – das Piano. Um die blütenweise Klangweste des Ungetüms ein wenig zu beschmutzen, um es aus der geistigen Starre zu körperlichem Leben zu erwecken, wurden neue Spieltechniken erfunden (vom nahezu gleichzeitigen Anschlag zweier



Anzeige

Ob wir hier eine Anzeige schalten, wurden wir gefragt.

Wenn lokale Medien es aufgrund zweifelhafter Leserumfragen nicht mehr für nötig erachten, die örtliche Kultur mit Ankündigungen und Kritiken zu unterstützen, unterstützen wir gerne ein Magazin, das sich vorgenommen hat, der Würzburger Kultur ein Forum zu bieten.

Also, keine Frage: Wir schalten hier eine Anzeige, klar!

THEATER AM NEUNERPLATZ

Adelgundenweg 2a 97082 Würzburg

Unser aktuelles Programm unter: [www.theater-am-neunerplatz.de](http://www.theater-am-neunerplatz.de), oder bei uns!

Tel: 0931/ 415443

benachbarter Tasten, der die exakte Tonhöhe verunklaren sollte, bis hin zur Malträtierung der Tastatur mit Faust, Ellenbogen und Füßen), es wurde zur Verunschärfung des Klanges die Frontabdeckung entfernt, oder es wurden zu ähnlichem Zwecke die Hämmer mit Reißzwecken präpariert.

Nun, was einem Pinetop Perkins und einem Cripple Clarence Lofton die Reißzwecke, sind einem WASHER und ZIMMER (aka Andreas Kurz und Henry Ok) die Samplingbank und der Effektprozessor. So quillt aus den auch schon visuell durch Klebestreifenbuchstaben »beschmutzten« Laptops erstaunlich viel Sand – Geräuschhaftes, Zerstückeltes, Scharfes, Unbequemes.

Und so drehen sich, in der Konfrontation mit den GUITAR PEOPLE (Florian Dölzer und Matthias Neufeind), althergebrachte Klischees plötzlich um. Die ausgewiesenen Rockinstrumente, die legendären Verführer von Generationen unschuldiger Jugendlicher zum »Krach«, E-Bass und E-Gitarre, halten nun, schützend und versöhnend, das ordnende Händchen über die wild gewordenen Maschinen. Sanft swingend

grundiert der Motown-getönte Bass in sitzamer Ruhe und auch der voll aufgerissene Verzerrer kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Gitarre hier in ihrer nahezu reinen Dur-Moll-Seligkeit dem altehrwürdigen Mütterchen namens »abendländische Funktionsharmonik« treu die Stange hält.

Das Ergebnis dieses kontrastiven Zusammenspiels ist großartig. Die repetitive Minimalistik der Songstrukturen eröffnet dem Zuhörer immense Assoziationsräume, die von den aus den Laptops dringenden Stimmenschnipseln und Geräuschpartikeln ständig mit neuem geistigen Futter beliefert werden. Der von Gitarre und Bass weit aufgespannte Soundscape erzeugt in seiner relativen Getragenheit wohlthuende Wärme und die einfühlsam gesetzten dynamischen Stufungen laden zum allemal abendfüllenden, schwer verdienten Trancezustand ein.

WASHER, ZIMMER & THE GUITAR PEOPLE haben sicher nicht das musikalische Rad neu erfunden, aber ein paar Tropfen Öl auf die Nabe tun's oft auch schon mal. –jz

Internet: [www.keplar.de](http://www.keplar.de)

Anzeige



**35 Jahre OMNIBUS!!!**  
**Live-Programm Januar 2005**

03.01. Crossroads; Rock, Blues, Rock 'n' Roll  
05.01. Omni-Blues Band; Blues and Beyond  
06.01. Würzburger Musikerstammtisch  
07.01. Impro Show; Improvisationstheater  
08.01. Vince Brown Band; Black-Soul-Funk  
10.01. Groove Jazz Session  
13.01. Wolfgang Buck Solo; Nedsulaud  
14.01. Susu Bilibi; West African Music  
15.01. The Soulline; Soul- & Blues Klassiker  
19.01. Quartessence; Jazz  
20.01. Mark 'n' Simon; Music-Comedy-Show  
21.01. Grupo Danzaluna; Flamenco  
22.01. Good Vibes; Reggae  
23.01. Frankonian Affair; Latin, Funk, Swing  
27.01. Boppin' B; Rock 'n' Roll vom Feinsten  
28.01. Black Velvet Band; Best of Irish Folk  
29.01. Barbara Dennerlein/Daniel Messina Duo  
30.01. Free Quence zum Dritten

*Telefonische Kartenreservierung unter: 0931 / 5 61 21*  
*Mehr Infos unter: [www.omnibus-wuerzburg.de](http://www.omnibus-wuerzburg.de)*

**Neu-England**  
**Neu-Fundland**  
**Neu-Guinea**  
**Neu-Kaledonien**  
**Neu-Schwanstein**  
**Neu-Wredanien**

---

Das Malerfürstentum Wredanien  
wird zum  
Malerfürstentum Neu-Wredanien.  
Demnächst neu in der  
Inneren Aumühlstraße 15–17  
in Würzburg.

# **31. internationales Filmwochenende Würzburg**

**20.01. - 23.01.2005**

